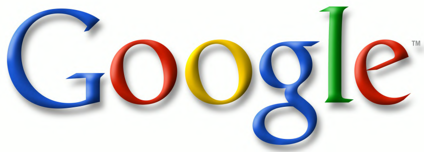


Plan fehlt
(22.1.82)

Paris

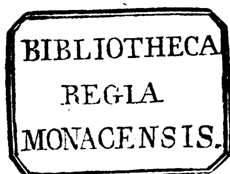
im dreizehnten Jahrhunderte

von

Anton Springer.

Mit einem Plan.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1856.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Professor der Rechte

Dr. August Anschütz

in Bonn

freundschaftlich

zugeeignet.

Sie erinnern sich wohl noch, lieber Freund, wie häufig in früheren Jahren, wenn wir die Koblenzer Straße auf und nieder wandelten, das alte Paris den Gegenstand unserer Unterhaltungen abgab. Wir hatten von unserem Pariser Aufenthalte ein lebendiges Interesse für das Alte und Alterthümliche, was noch hie und da dem Auge der unduldsamen Gegenwart entgangen war, heimgebracht und sahen dasselbe durch die alltäglich gewordenen Berichte, wie ein geschichtliches Denkmal nach dem anderen irgend einem weitschichtigen Bauplane, oder der bei unseren Straßenzügen so beliebten geraden Linie zum Opfer fiel, unaufhörlich aufgefrischt. Als ein Andenken an unsere Unterhaltungen überreiche ich Ihnen diese Schrift. Die schon lange gehegte Absicht, die mittelalterliche Weltstadt zu schildern, wurde auf meiner letzten Pariser Reise, bei Gelegenheit der Weltindustrieausstellung, gezeitigt, wo die Königin der Städte im verlockendsten Glanze strahlte und der Gegensatz zwischen modernem und mittelalterlichem Leben mit doppelter Schärfe dem Beobachter sich kundgab.

Es bedarf dem feinen Kenner französischer Zustände gegenüber nicht erst des besonderen Beweises, daß die Schilderung des alten Paris keinen Gegenstand von bloßer örtlicher Bedeutung betreffe. Bei einer farbenreichen Darstellung des Mittelalters würde der höchste Lichtton, davon sind wir Beide überzeugt, auf Paris und das nördliche Frankreich überhaupt fallen. Das reiche stoffliche Interesse der vorliegenden Schrift steht fest. Hoffentlich werden Sie und die Leser finden, daß auch den formellen Anforderungen an eine historische Arbeit einigermaßen Genüge geschieht und ein wirklicher Beitrag zu dem Ziele gestiftet wurde, das uns Allen bei unseren geschichtlichen Studien vorschwebt: die Vergangenheit nemlich den Zeitgenossen klar und gegenwärtig zu gestalten.

Bonn, im August 1856.

Dr. A. Springer.

Paris

im dreizehnten Jahrhunderte.

Das verflossene Jahr zeigte uns das Bild einer Völkerwanderung im Kleinen. Tausende von Menschen, die Vertreter aller gebildeten Nationen hatten eine Pilgerfahrt nach Paris angetreten, um daselbst die Wunder moderner Kunst und Industrie gesammelt zu schauen. Der Eindruck, den sie hier empfingen, das Urtheil, welches nach der Rückkehr zum heimischen Heerde laut wurde, erschien bei den Einen und den Anderen wesentlich verschieden: wie überall, wo Leidenschaften mitspielen und Vorurtheile angegriffen oder bestärkt werden, waren die einzelnen Stimmen bald des Preises voll, bald abfällig. Dieser Widerspruch traf jedoch nur das Schauspiel der Weltausstellung. Ueber Paris selbst, über die Größe, die Schönheit und den hervorragenden Rang der Stadt herrschte eine vollkommen übereinstimmende Ansicht, da wiederholten die meisten Besucher den Ausspruch Kaiser Sigismunds oder Kaiser Karls V. und fanden in Paris nicht eine Stadt, sondern eine Welt.[1] Sie fanden hier das Herz des modernen Lebens, den Mittelpunkt, wo die meisten Fäden unserer Bildung zusammenlaufen, an welchem man bloß zu horchen braucht, um den Pulsschlag der Zeit deutlich zu vernehmen. Die also sprechen und Paris bewundern, können sich auf mannigfache

Gründe berufen. Wird ja doch Alles, was sich auf den Schmuck und die Formen des Lebens bezieht, in Paris geregelt, und mit Allem, was das Auge des Reichen ergötzt und den Sinn des Genußliebenden befriedigt, offener Markt gehalten. Verzichtet auch Paris im gegenwärtigen Augenblicke auf den alten Ruf des politischen Feuerheerdes von Europa, so bewahrt es doch unangefochten die Herrschaft im Kreise der Mode und des Kunsthandwerkes. Die Pariser Bühne gibt den Ton an, welchem das Theater der übrigen Völker nur allzuwillig horcht, aus Pariser Quellen schöpft die Einbildungskraft der sogenannten gebildeten Stände nicht allein unter den Romanen, sondern auch unter den Deutschen und namentlich unter den Slaven die meiste Nahrung, und wenn wir die Stimmen der jüngst Heimgekehrten sammeln wollten, so würden wir Paris gleichfalls als die beste Schule für moderne Plastik und Malerei rühmen hören.

Wir wollen vorläufig den Grund der Wahrheit dieser und ähnlicher Behauptungen nicht ängstlich abmessen. Unsere Aufmerksamkeit wird auf einen anderen Umstand hingelenkt. Spricht nemlich die gemeine Meinung eine wenigstens im Allgemeinen giltige Ansicht aus, bestimmt thatsächlich Paris unsere Bildung und unsere Sitten: so theilt es mit der anderen Hauptstadt der Welt, mit dem ewigen Rom, nicht allein einen verwandten Ursprung, sondern auch das gleiche Schicksal unsterblicher Größe.

Mommsen's Darstellung der ersten Anfänge Roms als Grenzkastell und Emporium für die Fluß- und Seeschiffahrt

der latinischen Landschaft hat unsere historischen Vorurtheile in eine arge Aufregung versetzt und mannigfache Bedenken hervorgerufen. Dennoch sagt sie nichts Seltsameres oder minder Wahrscheinliches, als was in Bezug auf den Ursprung von Paris feststeht und niemals den geringsten Zweifel erfahren hat. Auch das älteste Paris trieb trotz seiner Entfernung von der Küste die Seeschiffahrt und verdankte dem Handel auf der Wasserstraße seinen Aufschwung, sowie das dauernde Uebergewicht über alle benachbarten Städte. Es thut nicht Noth, als Beleg dafür das Schiff im Pariser Stadtwappen — auch Rom führte die Galeere im Wappen — anzuführen, oder das Recht des Pariser Bischofes auf einen Korb Fische[2] aus der Erinnerung an den alten Ursprung der Stadt abzuleiten. Zahlreiche unmittelbare Zeugnisse sprechen zu Gunsten dieser Behauptung. Das älteste Pariser Denkmal, von welchem wir Kunde haben, ein Steinaltar aus der Zeit des Kaisers Tiberius[3], zeigt uns bereits die nautae Parisiaci zur Innung vereinigt, die Schifferkorporation im Genusse eines gewissen Ansehens. Das Schicksal derselben läßt sich durch das Dunkel der fränkischen Zeit nicht schrittweise verfolgen, daher auch ihr Zusammenhang mit der Pariser Hansa im Mittelalter, jener berühmten Kaufmannsgilde, welche den Wasserhandel als Monopol behauptete und die städtische Gewalt allmählig an sich riß, nicht genauer bestimmen. Den Zusammenhang schlechthin zu läugnen, die Pariser Hansa als ein neues, spät und von außen hinzugetretenes städtisches Element anzunehmen, geht nicht wohl an, nachdem

die letztere sich bereits im zwölften Jahrhunderte des Besitzes uralter Privilegien rühmt.[4] Wir sind berechtigt, ihre Macht und Geltung eben so weit in die Vergangenheit zurückzuführen, als der unmittelbare Seeverkehr über die Zeit der Gallier und Römer hinaus fortdauerte.[5]

Nicht allein im Ursprunge, auch in der historischen Stellung waltet zwischen Rom und Paris eine enge Verwandtschaft. Wie Rom seine Herrschaft über zwei Weltalter ausdehnt: so erscheint auch der gegenwärtige Glanz von Paris nur als die Verjüngung ehemaliger Macht und Herrlichkeit. Auf die Würde einer Hauptstadt Europas durfte Paris schon im dreizehnten Jahrhundert gerechte Ansprüche geltend machen. Es zählte, wie heutzutage, unter den größten Städten des Welttheiles und lenkte unbestrittener als gegenwärtig die Bildung und Sitte der Zeitgenossen. Von hier nahm die vollendete Kunstweise des christlichen Mittelalters ihren Ausgang, in Paris fand auch die mittelalterliche Wissenschaft ihre Heimat. Die sagenhaften zwölf Meister von Paris stehen an Ruhm den sieben Weisen Griechenlands kaum nach[6]; die Begierde, den dunkeln Pfaden der Scholastik zu folgen, zog in jenen Zeiten eben so zahlreiche Schaaren aus aller Herren Länder nach Paris, als im abgelaufenen Jahre der Wunsch, die Wunder der wetteifernden Industrie zu schauen.[7] Rühmt der französische Geschmack und französische Kunstfertigkeit in neueren Zeiten von sich, daß ihre Herrschaft über alle Zonen sich erstrecke, so kann Frankreich im dreizehnten Jahrhundert ähnliche Siege aufweisen und unter Anderen den

Goldschmid Guillaume Boucher nennen, welcher im Herzen Asiens, im Lager des Tartarenkhans seine Kunst übte.[8] Ebenso irrthümlich wird die weite Macht und der höfische Rang der französischen Sprache erst auf das Zeitalter Ludwigs XIV. zurückgeführt, da schriftliche Zeugnisse das gleiche Verhalten schon im dreizehnten Jahrhunderte bekunden.[9] Und wenn ehrwürdiges Alter eine häßliche Unart beschönigen kann, so gilt es von der deutschen Unsitte, französische Worte der heimischen Mundart beizumengen. Die im Tristan wie im Parzival zahlreich eingewebten französischen Phrasen: bien sois venu, beau sir; beau korps; deus vus sal la bele, merzi dit la pucele u. s. w. lassen auf eine ziemlich weit verbreitete Kenntniß der französischen Sprache schließen und beweisen, daß weder Wolfram von Eschenbach noch Gottfried von Straßburg den strengen Puristen beigezählt werden können.[10]

Paris im mittelalterlichen Gewande, die Stadt, in welcher der Luxus und die weltlichen Freuden uneingeschränkt thronen, als die Stätte herber Wissenschaft und erhabener Kunst, das klingt so seltsam und wunderbar, daß es wohl Noth thut, Zeugnisse für diese Behauptung beizubringen und eine genauere Untersuchung über die Zustände des alten Paris voranzustellen, ehe wir für unsere Meinung die Geltung einer geschichtlichen Thatsache ansprechen. Wir können lebendige Denkmäler leider nur in geringer Zahl zu Hülfe rufen, um dieselbe zu stützen. Drei Jahrhunderte haben daran gearbeitet, das mittelalterliche Paris wegzuräumen und zu begraben und besonders das letzte Jahrzehnt das Werk so

erfolgreich betrieben, daß man gegenwärtig das alte Paris in der modernen Riesenstadt nur mühsam entdeckt und sich nicht wundern darf, wenn auch Einheimischen die Kenntniß des ersteren gewöhnlich verschlossen ist. Verachtung und Gleichgiltigkeit gegen das Alterthum haben zwar auch ihren Antheil an dem noch nicht beendigten Zerstörungskampfe: wesentlich zwang aber das unaufhörliche Wachsthum der Stadt, die Form und das architektonische Kleid zu wechseln und sich stetig zu verjüngen.[11] Wir müssen demnach zu anderen Mitteln die Zuflucht nehmen, um uns die Vergangenheit von Paris zu vergegenwärtigen. Glücklicher Weise fehlen sie nicht. Die Gesetze der Könige, die Cartularien der Kirchen, Steuerrollen, Zunftregeln, Marktordnungen, Chroniken, Reimgedichte, Inventare mit Geduld entziffert, liefern ein anschauliches und überraschend vollständiges Bild des alten Paris im dreizehnten Jahrhunderte.[12]

Wir würden grob irren und von der Wirklichkeit ein vollkommen trügerisches Bild erfassen, wollten wir die Gestalt des römischen oder altfränkischen Paris auch auf die mittelalterliche Stadt, auf die Residenz des heiligen Ludwig oder Philipp des Schönen übertragen. Jenes war auf die Insel — die spätere Cité — und die Ansiedelung auf dem linken Seineufer wesentlich eingeschränkt und von Sümpfen und Wäldern umgeben.[13] Allmählig mehrten und vergrößerten sich aber die Niederlassungen im Schatten der uralten Kirchen: S. Germain l'Auxerrois, S. Marcel, S. Germain-des-Près, einzelne Flecken, wie z. B. der bourg l'Abbé, beau Bourc,

bourc-Tybout auf dem rechten Seineüfer hatten sich der eigentlichen Stadt so mächtig genähert, daß sie theils von der Ringmauer eingeschlossen wurden, welche König Ph. August im Jahre 1192 zu errichten befahl und mit zahlreichen Thürmen und Thoren versah, theils, wenn sie auch vor den Thoren sich hinzogen, das Ansehen förmlicher Vorstädte erhielten.[14]

Wie Paris im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts bereits einen ansehnlichen Umfang aufwies und seine Grenzen in immer weiteren Kreisen zu ziehen gezwungen war, so offenbarte auch die innere Gliederung gegen die älteren Zeiten einen auffallenden Wechsel.

Die Residenz der römischen Kaiser Julian und Valentinian im vierten Jahrhunderte zu Paris warf auf den südlichen Stadttheil, die sogenannte Université, einen glänzenden Schein. Die Frankenkönige zogen sich wieder auf die Inselwiege zurück; hier schlug auch die Kirche ihren Hauptsitz auf. Am rechten Seineufer allein stockte während dieses älteren Zeitraumes der Verkehr und hatte die menschliche Hand noch so wenig die unwirthliche Natur bewältigt, daß Gregor von Tours von Schiffbrüchen, die sich hier, im späteren Herzen der Stadt, etwa an der Stelle der heutigen Boulevards ereigneten, erzählen kann.[15] Im dreizehnten Jahrhunderte beherbergt zwar noch immer das alte Palais auf der Spitze der Cité die Könige und ihr Gefolge: aber schon steht, nach gewöhnlicher Annahme seit 1204, der Louvre aufrecht, in seiner Nähe erheben sich das Hôtel de Flandre, das Hôtel de Nesle und jenes der Grafen von Alençon, in weiterer Entfernung

sodann der Temple, lange Zeit das Schatzhaus der Könige und der Palast der Könige von Sizilien (la méson au roi). Die jüngeren Prinzen des königlichen Hauses, die Brüder des heil. Ludwig z. B., nehmen gewöhnlich schon ihren Aufenthalt in der Ville oder dem nördlichen Stadttheile, wohin gleichzeitig auch der Handel und Wandel, der Verkehr und der Reichthum, die Juden und Lombarden sich zogen.[16] Nichts spricht deutlicher für die gesteigerte Bedeutung der Ville als daß, während der Zug der älteren Stadtmauer im Norden sich nur wenig von der Seine entfernt, am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts 194 Straßen auf den nördlichen Stadttheil und nur 116 auf die Cité und das linke Seineufer entfallen.[17] Ebenso zeigt die Steuerrolle vom Jahre 1292, daß von den 15,200 Steuerpflichtigen, welche Paris damals zählte, nicht weniger als 11,469 in der Ville lebten und zu dem Erlöse der Steuer den größten Theil beitrugen, nemlich von der auf 12,218 livres und 14 sols veranschlagten Gesammtsumme: 9639 livres, 8 sols.[18] Ja wollten wir die Untersuchungen noch weiter treiben, so könnten wir auch nachweisen, daß im nördlichen Stadttheile durchschnittlich eine höhere Steuerquote auf den Einzelnen entfiel, hier also eine größere Wohlhabenheit herrschte.[19]

Wir müssen nun versuchen, uns in dem Straßennetze des alten Paris zurecht zu finden, ehe wir das Leben und Treiben seiner Bewohner beschreiben. Wie groß war aber die Bevölkerung, welche Paris in diesem Zeitraume zählte? Wir irren gewiß nicht, wenn wir behaupten, daß dieselbe am An=

fange des dreizehnten Jahrhunderts dem zweiten Hunderttausend sich näherte, am Schlusse desselben aber diese Summe schon weit überschritten hatte. Es widerstreitet diese Angabe allerdings langgenährten Vorurtheilen, und stößt gegen den althergebrachten Glauben an das arme, barbarische, dünn bevölkerte Mittelalter. Im Angesichte unzweifelhafter Thatsachen bleibt es dennoch schlechthin unmöglich, von unserer Behauptung abzulassen und der entgegengesetzten Ansicht, welche das alte Paris im Vergleiche zu der modernen Riesenstadt zu einem unbedeutenden, halböden Flecken herabsetzt, beizupflichten, zumal als der Volksreichthum von Paris im Mittelalter keineswegs ohne Beispiel dasteht, auch flandrische und deutsche Städte, wie Gent, Ypern, Douai, Lille, Köln einer ähnlich großen Bevölkerung sich rühmen können. Aus der Thatsache, daß einzelne im Mittelalter reich bevölkerte Städte später in Macht und Volksmenge zurückgiengen, andere erst in neueren Zeiten einen mächtigen Aufschwung nahmen, hat man mit Unrecht auf eine allgemeine und unbedingte Zunahme der Bevölkerung Europas geschlossen, während daraus in Wahrheit nichts mehr gefolgert werden kann, als daß die Mittelpunkte der Kultur wechseln, und die Dichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen menschlichen Ansiedelungen nicht immer das gleiche Maß besitzt.[20]

Es würde heutzutage schwer fallen, scharfe und durchgreifende Unterschiede zwischen den einzelnen Theilen und Quartieren einer größeren Stadt aufzustellen. Wie die verschiedenen Stände nicht mehr ihr besonderes Wesen zur Schau

tragen, und durch die nivellirende Bildung alle Schranken und Scheidewände zwischen sich zerstört gewahren: so birgt sich auch in unseren Städten alle Eigenthümlichkeit und innere Gliederung unter einem gleichförmigen Gewande. Unsere Kleider, unsere Häuser, unsere Straßen alle sind nach einem Muster geschnitten und zeigen das besondere Gepräge verwischt. So war es nicht im Mittelalter, welches eine reiche und bunte Gruppirung des Besonderen und Verschiedenartigen nicht verschmähte, für die Gliederung der menschlichen Gesellschaft einen offenen Ausdruck besaß und die äußeren Lebensformen nach dem unmittelbaren Bedürfnisse sich regeln ließ. Wenn unsere modernen Städte zuweilen noch in eine Alt- und Neustadt zerfallen, wenn ihre Viertel und Quartiere besondere Namen tragen, so wird dadurch ihre Physiognomie nur in geringem Grade bestimmt und was sich an Eigenthümlichkeit in denselben noch erhalten hat, mit eiliger Hast entfernt. Die Dreitheilung des alten Paris dagegen in den Inselkern, die Université auf dem linken und die Ville auf dem rechten Seineufer ist nicht administrativer Natur, begründet nicht einen bloß formellen Unterschied, sondern entspricht vollkommen dem eigenthümlichen und abgeschlossenen Charakter der einzelnen Quartiere.

Der alte Königspalast und namentlich die Mutterkirche von Paris drückten der Cité ihr besonderes Gepräge auf. Die absolute Monarchie war noch nicht so weit entwickelt, daß der Königspalast der Cité das Aussehen eines Hoflagers in ähnlicher Art verliehen hätte, wie es Versailles durch die

Anwesenheit Ludwigs XIV. im vorigen Jahrhunderte erhielt. Außerhalb des Palastes, in welchem auch der Keim der Parlamente, die cour royale, gewöhnlich versammelt war, machte sich das Königthum wenig bemerkbar. In den östlich an den Palast angrenzenden Straßen wohnten zwar, wie wir aus der Steuerrolle vom Jahre 1292 ersehen, einige Diener des Königs[21], sonst aber bedingte nicht die Nähe des Palastes, sondern die benachbarte große Brücke den Stand und das Gewerbe der Anwohner. Die Goldschmide, die Angehörigen jener Zünfte überhaupt, welche nebst den Wechslern, Tuchhändlern u. A. die Häuser auf der großen Brücke besetzt hielten, hatten sich allmählig bis in die Hauptstraße der Cité gezogen.[22] Ja der Palast hemmte eher die rasche Zunahme der Bevölkerung, da der ganze hinter demselben gelegene Raum auf der Westspitze der Insel zum königlichen Garten gehörte und so die Anlage neuer Straßen und Häuser hinderte. Desto fruchtbarer erwies sich die altehrwürdige Notredame-Kirche, deren Ursprung bis in das vierte Jahrhundert hinaufreicht. Sie bestand, wie so viele andere Kirchen in jener Zeit, aus einer förmlichen Gruppe gottesdienstlicher Anlagen, zeigte noch im zwölften Jahrhunderte zwei selbständige Kirchen neben einander[23] und stieg seit dem Jahre 1163 zu ihrer gegenwärtigen Gestalt empor. Nicht allein, daß sich an dieselbe ausgedehnte Nebenbauten anlehnten, so erschien auch ihr Umkreis als der geeigneteste Raum für neue kirchliche Stiftungen. Beinahe eine jede Straße der Cité besaß ihr kirchliches Heiligthum, von welchen einzelne, wie S. Ger-

main le Vieux oder S. Geneviève d'Ardent, durch ihr hohes Alter emporragten, andere, wie S. Eloi, durch die ihnen anklebende Wunderkraft zahlreiche Wallfahrer anzogen, noch andere wieder, wie das Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst, die heilige Kapelle im Palaste, durch Pracht und reiche Schönheit glänzten.[24] In der unmittelbaren Nähe der Notredame-Kirche erhoben sich auf der einen Seite der bischöfliche Palast, wie es der Feudalmacht der Pariser Bischöfe entsprach, mit hohen Thürmen ausgestattet und im Charakter einer Herrenburg gehalten, und das Hôtel-Dieu, vom Kapitel verwaltet, in seiner ursprünglichen Bestimmung jedoch kein eigentliches Hospital, sondern eine Armen- und Pilgerherberge.[25] Im Norden stieß an die Kathedrale das Haus der Kanoniker[26], so berühmt in der Geschichte der Pariser Universität, die sich bekanntlich vorzugsweise aus der Klosterschule von Notredame entwickelt, im dreizehnten Jahrhundert aber schon den unmittelbaren Verband mit ihrer Wurzel aufgehoben hatte, und ein selbständiges korporatives Leben besaß. Uebrigens rückte schon in jener Zeit, als die Schulen noch in unmittelbarer Abhängigkeit von den einzelnen Kirchen, wie S. Geneviève, S. Victor, beharrten, jene von Notredame ihrem Ursprungsorte räumlich ferner. Sie wurde aus dem Kloster auf die andere Seite in die Nähe des Bischofshofes verlegt und zwar aus dem Grunde, weil die Kanoniker sich von dem lärmenden Treiben der Scholaren belästigt fühlten[27], mit welcher Empfindsamkeit es denn freilich nicht recht stimmen will, daß im Jahre 1245 der päpstliche Legat Odo den Kanonikern von

Notredame das Halten von Bären, Affen, Hirschen, Raben und anderer unnützer Thiere im Kloster verbieten mußte.[28] Hatte auch das wissenschaftliche Leben von Paris sich bereits in selbständigen Kreisen angesiedelt, so blieb doch noch manches Erinnerungszeichen an den ursprünglichen Zusammenhang der Pariser Gelehrsamkeit mit der Mutterkirche zurück. Die Bücherverkäufer z. B. hatten der großen Zahl nach vor der Notredame-Kirche ihre Sitze. Es kann ferner nicht Wunder nehmen, daß sämmtliche Anfertiger von Kirchengewändern, die chasubliers in die Nähe der Hauptkirche sich zogen[29], oder die Siegelgraveure im Umkreise des königlichen Gerichtes und bischöflichen Hofes heimisch wurden.[30] Auch die große Zahl der Bäcker und Geflügelhändler, welche die Steuerrollen in der Cité wohnhaft anführen, wird vollkommen durch die Sitte erklärt, auf dem Vorplatze von Notredame täglich einen Geflügelmarkt, allsonntäglich einen Brodmarkt abzuhalten.[31]

Der petit pont, aus Stein errichtet und wie gewöhnlich die Brücken im Mittelalter mit Häusern bedeckt, dessen Richtung, über die Cité hinaus nördlich verlängert, auf die Straße S. Martin stoßen würde, verband die Insel mit dem linken Seineufer, mit der sogenannten Université. Schon der Name deutet den Charakter dieses Quartieres an und erinnert an den Mittelpunkt, um welchen sich das gelehrte Leben und die geistige Thätigkeit des Mittelalters sammelte. Die meisten Kollegien, welche die Abhänge und den Gipfel der Montagne Sainte-Geneviève bedeckten und bis auf unsere Tage herab, wenn nicht in der ursprünglichen Gestalt und

Bestimmung, doch im Namen sich erhalten haben, wurden zwar erst im vierzehnten Jahrhunderte errichtet[32], viel früher jedoch, noch vor dem Zeitalter des heiligen Ludwig hatten sich die Schulen in diesem Stadttheile angesiedelt und ihm ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Zu den Schulen, welche an die beiden Abteien von S. Victor und S. Geneviève sich anlehnten, so wie zu jenen in der Strohgasse (rue de fouarre) hinter der Kirche S. Julien le pauvre gesellten sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts die Kollegien der Dominikaner, Franziskaner und anderer Mönchsorden. Die scholastische Wissenschaft erzielte durch die letzteren einen großen Gewinn, die Universität aber, als Korporation betrachtet, erlitt eine arge Einbuße an Macht und Ansehen.[33] Von dieser Wendung der Dinge hatte die letztere keine Ahnung, als die Dominikaner zuerst ihre Wirksamkeit begannen. Bereitwillig nahm sie die Predigermönche in ihren Schooß auf und räumte ihnen ein Haus in der Straße S. Jacques ein. Bald mußte sie aber das Uebergewicht des jugendkräftigen Ordens fühlen. Die Universität wurde, wie dieß ein gleichzeitiger Jongleur, Rutebeuf, ausdrückt, von den Dominikanern „du trot au pas“ gesetzt[34], sie fand durch die Mitbewerbung der Jakobiner ihre ausschließliche Herrschaft geschmälert, und die Mehrzahl der theologischen Lehrstühle allmählig im Besitze der neuen Ankömmlinge. Die hiedurch erregte Eifersucht führte zu einem erbitterten Streite, welcher bis an den päpstlichen Stuhl zum Austragen gelangte, schließlich aber doch mit dem Siege der Mönche endigte. Dieser Ausgang veränderte die

alte Organisation der Pariser Universität, hemmte aber nicht ihre äußere Blüthe, nicht das Wachsthum des südlichen Stadttheiles. Alle Orden, deren Mitglieder gelehrte Studien trieben, deren Stiftungszweck die Pflege der Wissenschaften einschloß, wurden von der Université angezogen und gründeten hier ihre Häuser, mit der einzigen Ausnahme des Ordens du val des écoliers, der sich am jenseitigen Ufer, am Thore S. Antoine ansiedelte. Seltsamer Weise war gerade dieser aus dem Schooße der Pariser Universität unmittelbar hervorgegangen.[35]

Sehen wir von dem lebendigen wissenschaftlichen Treiben ab, welches sich am linken Seineufer sammelte und bis auf den heutigen Tag herab hier waltet, so fesselt nichts mehr unsere Aufmerksamkeit. Die in den Annalen der Universität so sehr berühmte Abtei S. Victor, wie die uralte und angesehene von S. Germain des Prés, deren Mauern der vielbesprochene, aber nebenbei gesagt wenig ausgedehnte pré aux clercs berührte[36], lagen bereits außerhalb der Stadt. In dieser selbst unterbrachen Ackerland und Weingärten noch mannigfach die Straßenreihen, wie wir nicht allein aus dem Beinamen der Kirche S. Symphorien: des vignes und aus der Versicherung eines alten Reimdichters: in einzelnen Straßen wohnen sonnverbrannte Leute, in anderen würden Rebholz und Weinpfähle verbrannt, muthmaßen, sondern auch urkundlich beweisen können. Erst im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts treten allmählig an die Stelle der Weingärten Häuser und Straßen.[37]

Natürlich mieden die Luxushandwerke und der Handel diesen Stadttheil. Der Verkehr blieb auf das nothwendige Bedürfniß eingeschränkt. Die Handschriftenmaler und die Pergamentverkäufer, welche von der Universität lebten, hatten sich hier vorzugsweise angesiedelt, die ersteren die rue Eremboure, die anderen die rue aux écrivains bevölkert, die Steinbrüche und Berge S. Geneviève lockten zahlreiche Steinmetzen und Maurer herbei[38], sonst aber erscheint das rechte Seineufer gegen die Ville, auch wenn man das Verhältniß der Bevölkerung mit in Anschlag bringt, in den meisten Gewerbzweigen zurückstehend. Wer nach Schmuck und Zierrat geizte, wer bei seinen Einkäufen eine große Auswahl liebte und auf die Güte der Waaren sah, der mußte auf das andere Ufer, nach der Ville wandern, wo das gewerbliche und handelsthätige Leben sich vorzugsweise gesammelt hatte. Der Weg von dem einen Ufer zum anderen führte stets durch die Cité; eine unmittelbare Verbindung zwischen denselben bestand nicht im Mittelalter. Die Brücke, welche in der Université ihren Ausgangspunkt hatte, mündete in der Cité; die zwei Brücken, welche die Ville mit den übrigen Stadttheilen vereinigten, nemlich der Holzsteg über der Mitte des Seinearmes, planche de Mibray, auf derselben Stelle, welche ehemals die Römerbrücke einnahm, und der von Karl dem Kahlen errichtete grand pont, nahmen gleichfalls auf der Insel ihren Anfang.[39]

Daß das Bürgerthum seine Hauptstärke in der Ville besaß, und in ähnlicher Weise hier herrschte, wie das geistliche

Element in der Cité und das gelehrte Wesen in der Université, wurde bereits früher erwähnt. Auf dem Bürgerthume aber fußte die Macht der französischen Könige, zwischen beiden bestand eine natürliche Bundesgenossenschaft gegenüber dem Feudalismus. Es war daher keine unpassende Wahl, ja man ist versucht, es für den symbolischen Ausdruck des angedeuteten Verhältnisses zu nehmen, daß sowohl das Chatelet wie das parloir des Bourgeois sich an der Ville befanden und hart neben einander erhoben. Kaum hatte man die große Brücke überschritten, so stand man vor dem Chatelet, dem Sitze des prévot von Paris. Derselbe war seit der Zeit Ludwig des Heiligen nicht mehr Gerichtspächter, sondern ein königlicher Beamter, der im Namen des Königs die Jurisdiction übte, und auch an der Verwaltung und städtischen Polizei einen gewissen Antheil besaß, z. B. die Zunftgewohnheiten feststellen und im Chatelet niederlegen ließ. Eine schmale Gasse trennte vom Chatelet das parloir des Bourgeois, den Vorläufer des Stadthauses, das erst 1357 auf den Grèveplatz verlegt wurde, vor Alters jedoch, ehe noch die Masse der Bevölkerung auf das rechte Ufer gezogen war, in der Université hinter den Jakobinern sich befand.[40]

Je weiter wir in der Ville vordringen, desto häufiger treffen wir auf die Spuren des hier vorwaltenden Gewerbelebens. In der Nähe des Chatelet hatten sich seit unvordenklichen Zeiten die Fleischer erbzünftig niedergelassen, eine Art Aristokratie unter ihren Zunftgenossen, die auf das Monopol des Fleischverkaufes Anspruch erhoben und erst in neueren Zeiten

ihre Privilegien schwinden sahen. Von der grande boucherie führt uns die Gerbergasse (rue de la tannerie) wieder zur Ufergegend und zwar zum Grèveplatze, seit dem Jahre 1141 dem Haupthafen von Paris, welcher jedoch bei dem steigenden Handelsverkehre nicht ausreichte, daher im Jahre 1213 zur Anlage eines zweiten Hafens am westlichen Ende der Stadt (quai de l'école) geschritten werden mußte.[41] Die Straßen, welche an den Fluß streiften, bezogen natürlich auch ihre Nahrung von dem letzteren. Fischer und Schiffer, Holz- und Heuhändler, Auflader, Getreidemesser, auch zahlreiche Schenkwirthe hatten sich hier niedergelassen, in den anstoßenden Gassen Gerber und Walker angesiedelt.[42]

In den inneren Theilen der Ville blühte die gewerbliche Thätigkeit am kräftigsten. Fast alle Waffenhandwerker, die Verfertiger der Panzerhemden, Hauberge, Schilde, des Rüstzeuges, der Sättel und Kummete[43], die meisten Lederarbeiter[44], die Bau- und Kleiderhandwerker[45], die Anfertiger der damals üblichen Meubel: die bahutiers und coffretiers[46], namentlich auch die Luxus- und Kunsthandwerker, wie die Tuchmacher, Goldschmide, Seidensticker und Wirker, die Tapetenweber, Bildner, die merciers, die mit unseren Galanteriewaarenhändlern verglichen werden können[47], hatten sich hier angesammelt. Ebenso fand der große Marktverkehr in der Ville seinen Mittelpunkt. Im Norden der Stadt, außerhalb der alten Mauer, in der Nähe der Kirche und des Friedhofes des Innocents, befand sich ein weiter, unbebauter Raum, champeaux oder campelli genannt[48], wohin König Philipp

August 1183 die Novembermesse von S. Ladre verlegte, wo aber außerdem nach drr Erweiterung der Stadt der tägliche und wöchentliche Marktverkehr zusammen floß. Philipp August ließ zuerst Hallen zum Schutze der Händler errichten und den ganzen Raum durch Mauern absperren. Allmählig fügte man eine Halle zur anderen, zog über denselben lange gassenartige Galerien, lehnte an die Haupthallen Schuppen und benutzte schließlich auch die Mauern des Kirchhofes, um die Waaren aufzulegen und für die immer wachsende Menge von Händlern, welche die wichtigsten Gewerbeklassen in sich begriff und die Erzeugnisse des ganzen Landes herbeizog, Platz zu gewinnen.[49]

Treten wir aus den Thoren der Ville heraus, so gewahren wir zunächst hart an der Stadtmauer, den Fluß begrenzend, den Louvre, eine Schöpfung Philipp Augusts, dessen ursprüngliche Gestalt jedoch wenig vom Palaste, Alles vom donjon, der sicheren Veste, an sich trug, nicht durch Pracht und Reichthum, sondern durch Wucht und Festigkeit sich auszeichnete. Den Hauptbestandtheil des Baues bildete die als Staatsgefängniß oft genannte grosse oder neuve tour, in der Mitte des innersten Hofes gelegen, von einem tiefen Graben umgeben und durch eine Steingalerie mit dem corps de logis verbunden, in dessen westlichem Flügel der heilige Ludwig später einen großen Saal, die chambre de S. Louis, aufführen ließ.[50] Erst im folgenden Jahrhunderte erhielt der Louvre ein glänzendes, kunstreiches Aussehen, erst nach seiner Erweiterung durch König Karl V. entsprach auch die äußere Er-

scheinung seiner Bestimmung, die Könige und ihr Gefolge zu beherbergen.[51]

Ehe König Philipp August die Ringmauern in einem weiteren Umkreise zog, hüteten noch mehrere Schlösser gleich Vorposten die Stadt. Theils die Rücksicht auf die Sicherheit, theils die nothwendige Ausdehnung einer Schloßanlage, welche Höfe, Gärten, Wiesen in sich schloß, entfernte dieselben vom Mittelpunkte des städtischen Treibens. Seitdem waren sie jedoch der größten Zahl nach in die innere Stadt gezogen worden, so das Hôtel d'Alençon, jenes der Grafen von Artois, beide Hôtel de Nesle auf dem rechten wie auf dem linken Ufer, der Palast der Könige von Sicilien, Navarra, der Grafen von Rouen u. A. Nur einige wenige, wie das Hotel der Grafen von Bretagne und Flandern, der Bischöfe von Chalons, das Haus Ludwig des Heiligen im Faubourg S. Marceau lagen noch sowie der Temple, einzelne Abteien und religiöse Stiftungen außerhalb der Mauern, harrend bis auch sie von dem immer wachsenden Strome der städtischen Bevölkerung umschlossen würden. Vorläufig war diese Gefahr nicht zu fürchten. Noch zogen sich auch auf der Nordseite von Paris mannigfache Strecken Landes hin, in welchen Wein, wenn auch mit schlechtem Erfolge gepflanzt und Blumen und Gemüse gezogen wurden. In den Namen: courtille und marais klingt die Erinnerung an diese Zustände und Verhältnisse nach, die Sache selbst ist natürlich schon längst verschwunden.[52] Doch nicht so rasch, als man vielleicht wähnt: obgleich wir urkundlich wissen, daß bereits im Zeitalter des hei-

ligen Ludwig diese Räume sich mit Häusern zu bedecken anfingen, so wurden dennoch selbst im funfzehnten Jahrhunderte noch einzelne Stellen, wie z. B. die coulture du temple, mit Getreide bebaut.[53]

Nachdem wir uns in den topographischen Verhältnissen des alten Paris einigermaßen zurecht fanden, wird die Schilderung seiner Bewohner, ihres Treibens und ihrer Sitten leichter verstanden werden. Die Lebensgewohnheiten des Mittelalters überhaupt, was Paris aber anbelangt, überdieß die in den Urkunden angeführte große Zahl von Feuerheerden, einzelne Polizeibestimmungen, wie jene, daß kein Händler einen Kunden an sich locken darf, so lange derselbe vor dem Laden des Nachbars verweilt[54], verwehren den Gedanken an ausgedehnte Hausanlagen, an unsere kasernenartigen Zinshäuser, in welchen die Familien dutzendweise wohnen, Flur und Treppe aller Welt gehören und kaum die Küche und Schlafstube den Augen zudringlicher Fremden entzogen werden können. Auch wenn die innere Einrichtung des mittelalterlichen Hauses der Anhäufung vieler Familien in demselben nicht widerspräche, so würde schon der gewundene Zug, die Enge der alten Gassen für die Regel schmaler und kleiner Häuser bürgen. Das Eine geht mit dem Anderen stets Hand in Hand. Das Bild eines Pariser Bürgerhauses im dreizehnten Jahrhunderte unterscheidet sich von jenem eines Herrenhauses in mannigfachen und wesentlichen Dingen, darin stimmten sie jedoch stets überein, daß die Familienräume von den übrigen, zu welchen auch Fremde Zutritt hatten, streng

geschieden blieben. Wir denken uns als den Bewohner einen Handwerker, der gleichzeitig auch den Verkauf der von ihm erzeugten Waaren besorgt, dessen Haus also nebst der Wohnung noch die Werkstätte und das Kaufgewölbe in sich schließt.

Das letztere war frei gegen die Gasse gelegen und so eingerichtet, daß sein Verschluß gleichzeitig als Schirmdach und Verkaufstisch diente. Von den beiden Holzladen nemlich, welche die Krambuden zur Nachtzeit und an Festtagen sperrten, öffnete sich der obere und untere in entgegengesetzter Richtung. Der erstere wurde halb aufgezogen, so daß er ein schräges Dach bildete und Sonne und Regen abhielt, der andere auf die Fußbank niedergelassen und auf ihm sodann die Waare vor dem Kunden, der stets außen auf der Straße blieb, ausgebreitet. Im Hintergrunde der Krambude befand sich die Werkstätte, das ouvroir[55], von welchem zuweilen eine Treppe in das obere Geschoß, sowie in den Keller führte. Unmittelbar von der Straße gelangte man über Flur und Treppe zu den Wohnungsräumen, und zwar zunächst zum Saale, welcher die Familie bei dem Schmause vereinigte und zur Begrüßung der Gäste diente. Nur in vornehmeren Häusern gab es eine besondere Küche; sie lag in einem Hofbaue und besaß gleichfalls eine abgesonderte Treppe. Hier zählte man überhaupt mehr Räumlichkeiten. Zum Umkreise des Palastes gehörten Garten und Hof mit den Stallungen und den Wohnungen für Fremde und Diener. Vom Hauptthore führte der Weg unmittelbar in den großen Saal, wo sich die Vasallen versammelten, die Gelage abgehalten und das Recht

gesprochen wurde. Versteckt angebrachte Wendeltreppen vermittelten den Zugang zu den Familiengemächern, die unregelmäßig, aber dem Bedürfnisse angemessen hier und dort bald vorspringend, bald in der Tiefe der Mauer angebracht waren und von den Fremden nicht betreten wurden. Die minder reichen Klassen begnügten sich mit einer einzigen Bettkammer, an den Saal anstoßend und zuweilen nur durch schmale Gucklöcher (pertuis) erleuchtet. Ueber der Kammer befand sich häufig der Söller (solier), bloß durch eine Außentreppe zugänglich, der Ehrenplatz im Hause und gleichzeitig der sicherste Raum, wo der Hausherr seine Habe barg und im Falle der Gefahr die Familie flüchtete.

Nach modernen Begriffen mag freilich einem so bunt gegliederten Hause eine Grundbedingung der Schönheit, die Symmetrie fehlen; das kleine Thürchen z. B. zum nächtlichen Gebrauche und für die Fußgänger neben dem großen Einfahrtsthore, die Gucklöcher neben den Hallenfenstern beleidigen den Sinn für Regelmäßigkeit, und geht man vollends von dem Satze aus, der heutzutage die bürgerliche Architektur regiert: das Haus sei der Façade wegen da, so wird man an dem mittelalterlichen Baue keine guten Eigenschaften erkennen. Anders wird freilich das Urtheil lauten, wenn man die innere Einrichtung des Hauses mit den Lebensgewohnheiten des Mittelalters vergleicht. Man vermißt dann weder die Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Einwohner, noch den lebendigen Sinn für die zierliche Ausschmückung der Räume. Betreten wir für einen Augenblick die Bettkammer oder

chambre. Das mit Federbett und Kissen versehene Lager ist so aufgestellt, daß zwischen ihm und der Wand noch ein Gäßchen, der gewöhnliche Zufluchtsort überraschter Liebhaber, übrig bleibt; in seiner Nähe steht die Kleiderlade oder als Ersatz dafür die „pertica", eine an der Wand befestigte Stange, über welche die Kleider geworfen wurden; dem Bette gegenüber ist der breite Kamin angelegt, unter dessen Mantel ein Fensterchen angebracht war, so daß man sich gleichzeitig wärmen und die außen Vorübergehenden betrachten konnte. Die Wände waren mit bunten Teppichen verhängt, oder mit Holzgetäfel verkleidet, die Deckbalken zierlich geschnitzt[56], in die Fenstervertiefung der reich gearbeitete Vogelbauer gestellt, falls nicht, wie es in den meisten Palästen üblich war, eine eigene Stube, die chambre aux oiseaus, für diesen Zweck eingerichtet wurde, und der Boden mit Tüchern bedeckt, deren Stelle in ärmeren Häusern die Binsenstreue vertrat.[57] Manches Auffallende und der reifen Kultur Entgegengesetzte finden wir freilich auch vor. Der Gebrauch der Stühle ist im dreizehnten Jahrhunderte seltener als in früheren Zeitaltern. In Folge der Kreuzzüge reißt die Sitte ein, auf Kissen und Teppichen zu ruhen, in deren Ermangelung wohl auch das Bett als Sitz diente.[58] Gabeln bilden ebensowenig einen nothwendigen Theil des Hausrathes, sie kommen im Besitze von Fürsten nur in einzelnen Exemplaren vor, während die silbernen Löffel schon nach Dutzenden gezählt werden.[59]

Auch die Einförmigkeit der Meubel erregt unsere Aufmerksamkeit. Wir können mit dem Reichthum und der Kunst-

schönheit der überaus mannigfachen Metallgeräthe die ewig wiederkehrenden Koffer und Laden in den Inventarien schwer vereinigen, und unter allen Ordonnanzen der französischen Könige befremdet uns jene vielleicht am meisten, welche den Hofleuten verbietet, den Parisern die Kissen und Matratzen für den Gebrauch des königlichen Gefolges wegzunehmen.[60] Es fehlte also ein wichtiger Theil des bürgerlichen Hausrathes selbst in der gewöhnlichen seit Menschengedenken bewohnten königlichen Residenz. Unser Staunen verliert sich, wenn wir die Wanderlust des Mittelalters, die Gewohnheit des stetigen Wohnwechsels bei den französischen Großen erwägen. Bloß die nothwendigsten Einrichtungsstücke, wie die hölzernen Bettladen, die Gestelle, auf welche das Tafel- und Küchengeschirr gereiht wurde, blieben in den Palästen und Schlössern dauernd bewahrt, alles Uebrige zog im Gefolge der Herrschaft bald hierhin, bald dorthin, es wurde ausgepackt, wenn diese ihre Wohnung bezog, und eingepackt, wenn sie nach einem anderen Aufenthalte sich begab. Natürlich daß Gestalt und Form der Meubel auf den leichten Transport und zwar auf den Transport durch Saumthiere berechnet waren, daß man z. B. Tischplatte und Tischgestell trennte, letzteres beweglich einrichtete[61]; daß man namentlich mit zahlreichen Koffern und Laden sich versah, die auch als Bänke und Tische benutzt werden konnten[62] und beinahe allen übrigen Hausrath ersetzten.

Wir möchten den Nachrichten über das alte Pariser Haus eine größere Vollständigkeit wünschen[63]; aber auch in ihrer

gegenwärtigen lückenhaften Form liefern sie einzelne wichtige Züge zum richtigen Verständniß des mittelalterlichen Lebens. Sie entfernen die Meinung: weil wir die Zahl der Holzmeubel gering, ihre Gestalt einförmig vorfanden, so müssen wir jenem Zeitalter überhaupt eine idyllisch einfache Lebensweise zuschreiben.

Die Prachtliebe, der Sinn für Luxus lebten damals eben so kräftig, als heutzutage, nur daß sie sich in anderen Dingen äußerten und in anderer Weise befriedigt wurden. Versetzen wir uns in ein Prunkgemach jener Zeit, so werden im ersten Augenblicke die vielen Koffer und Laden demselben ein armseliges Aussehen verleihen. Denken wir uns aber die letzteren geöffnet, ihren reichen und mannigfachen Inhalt in zierlicher Ordnung aufgestellt und dem Auge des Besuchers vorgerückt. Auf den Tischen und dressoirs prangen dann die zahllosen Prachtgefäße, in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen sucht, die in den verschiedenartigsten Formen aus Gold, Silber, Krystall gebildeten und mit Edelsteinen besetzten oder emaillirten Fontänen, Wärmpfannen, Wasserkannen, Salzgefäße, die Dreifüße, die Waschbecken, deren Wichtigkeit und Nutzen bei Tische und der Sitte zu zweien aus einer Schüssel und ohne Gabel zu essen, gar wohl einleuchtet, die mannigfachen Trinkbecher und Schalen, die unter dem Namen hanap, coupe, quarte, gobelet u. s. w. vorkommen, ferner die reichgefaßten Probirzungen, mit welchen die Speisen berührt und ob sie nicht mit Gift versetzt seien, geprüft wurden.[64] Die gleichfalls von der

Furcht, vergiftet zu werden, erfundenen Besteckkasten, in der Form eines Schiffes gearbeitet und nef genannt, endlich die Fruchtschüsseln, die Schalen für Confitüren oder dragouers und gar viele andere im Namen wie in der Bestimmung unkenntlich gewordene Geräthe. Wer sie schaute, gewann eine bessere Meinung von der Lebensweise des dreizehnten Jahrhunderts. Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelsteinen angelegt, der Reichthum nach den Summen und dem Werthe der Juwelen und Goldgefäße, die man besaß, gemessen. Die Masse des Goldes und der Edelsteine, die König Philipp August hinterließ, würde nach modernen Verhältnissen einem Goldwerthe von 294 Millionen Franken gleichkommen.[65] Der König glänzte aber nicht etwa ausnahmsweise durch diesen reichen Schatz; die Fürsten und Grafen des Reiches eifern ihm nach und häufen, wie die zahlreichen Inventare lehren, Goldmassen auf, die oft an die angestaunten orientalischen Reichthümer erinnern.

Nicht minder eigenthümlich und von unseren Lebensformen verschieden als der alte Pariser Hausrath, war die Kleidung. Auch wenn es die Namen einzelner Kleidungsstücke, wie pellicium und superpellicium oder surplis[66], nicht muthmaßen ließen, so würde schon aus den hohen Tuchpreisen[67] und aus der großen Zahl der mit Lederbereitung und Pelzarbeit beschäftigten Handwerker[68] der allgemeine Gebrauch des Leders und der Pelzwaaren folgen. Die Tuchweberei und Färberei erfreute sich in Paris einer hohen Blüthe, die „drapiers“ ragten durch Ansehen und Reichthum mächtig

über die anderen Gilden empor[69]: aber zur allgemeinen Verwendung als Kleiderstoff unter allen Ständen war das Tuch noch nicht gelangt. Es spielte etwa dieselbe Rolle, wie heutzutage der Sammt und die Seide, die nun gar im dreizehnten Jahrhunderte zu den auserlesensten Kostbarkeiten zählten. Trotz dieser scheinbaren Einfachheit und Aermlichkeit fand aber auch hier der Luxus Eingang und die französischen Könige hielten sich zu wiederholten Malen verpflichtet, gegen die verschwenderischen Gelüste der bürgerlichen Klassen einzuschreiten und Kostümordonnanzen zu erlassen.[70] Metallzierraten erhöhten den Glanz der Kleider, Gold und Edelsteine verstand man künstlich mit dem Gürtel und der Kopftracht zu verweben. Diese Art des Schmuckes blieb auch anderen Zeitaltern nicht fremd; eigenthümlich war dem dreizehnten Jahrhunderte die Verwendung von Pfauenfedern und natürlichen Blumen als Kopfputz. Wir lesen in zahlreichen Chroniken, in jener Joinvilles z. B., von Hüten, die mit Pfauenfedern geschmückt waren, und lernen anderwärts die Zunftregeln des Gewerbes, welches solche Hüte verfertigte, kennen. Weil die chapeliers de paon ihre Dienste nur den Reichen und Vornehmen weihten, waren sie von der beschwerlichen Pflicht der Scharwache befreit.[71] Ihnen zur Seite gehen die chapeliers de fleurs. Sie fertigten wirkliche Blumenkränze, wozu sie das Material aus den Vorstadtgärten, aus den courtilles holten und fanden an den Galans jener Zeit und den putzliebenden Frauen eine fleißige Kundschaft. Auch die chapeliers de fleurs genossen die Befreiung von der Scharwache, ja sogar, so lange

die Rosenzeit währte, das Vorrecht auch Sonntags ihr Werk zu verrichten.[72] Wir haben wohl allen Grund, die alten Pariser um den frischen Natursinn, der sich in dieser Sitte offenbart, zu beneiden, wenn wir auch sonst den damals üblichen Mitteln, Nase und Gaumen zu reizen, keinen besonderen Geschmack abgewinnen möchten. Der Safran diente sowohl als Färbestoff wie als Parfüm; außer ihm wurden der Moschus und Ambra in hohen Ehren gehalten; als Gewürze kannte man den Pfeffer, Anis, Zimmet, Kümmel und das Süßholz.[73]

Die Anspruchslosigkeit der alten Pariser in der Würze ihrer Speisen erregt keine große Lust, genauer in ihre Küche zu gucken oder uns bei den Garköchen umzusehen, welche damals eben so gern ihren Sitz an den Stadtthoren aufschlugen, wie heutzutage an den Barrièren.[74] Bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß Paris in jener Zeit schon eines Artikels wegen berühmt und von den Fremden beneidet war, von welchem auch gegenwärtig der Besucher von Paris sich am schwersten trennt. Ein anonymer Schriftsteller aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hebt die Güte des hier gebackenen Brodes hervor und versichert, daß es nirgends in solcher Vortrefflichkeit angetroffen werde.[75] Noch ein anderer Umstand hebt unsere Meinung von dem Geschmacke der Pariser und läßt uns an eine ziemlich weitgehende Verfeinerung desselben glauben. In Bezug auf die Bezugsquellen der einzelnen Nahrungsmittel herrschte keineswegs Gleichgiltigkeit, man wußte gar wohl, welche Landschaft das eine oder das andere

Produkt am besten erzeuge und woher der Feinschmecker seine Speisekammer versorgen müsse. So hielt man die Erbsen von Vermandois über alle anderen, holte die Kresse aus dem Orleanais, die Rüben aus der Auvergne, die Zwiebeln aus Corbeilles, Schaloten aus Estampes und schätzte den Käse aus der Champagne und Brie namentlich hoch, sowie Fische aus den Teichen von Bondi, Burgunder Birnen und Aepfel aus der Auvergne.[76] Die besten Kastanien wurden aus der Lombardei, Feigen aus Malta und Rosinen aus der Levante bezogen.[77] Dieselbe Quelle, die uns über die Liebhabereien der alten Pariser Feinschmecker belehrt und die Landschaften aufzählt, welche von ihnen in Tribut genommen wurden, liefert uns auch eine ziemlich vollständige Liste der damals üblichen Speisen und Nahrungsmittel.[78] Häringe, frisch und gesalzen, Seefische mancherlei Art, wie Merlan, Anschove, Sardellen, Salm, Stockfisch, Makrele, Plattfische, Knurrhähne, Rochen lieferte der Markt oder brachte der Kleinhändler vor die Thüre. Auch Gänse, Tauben, kleine Vögel, Pökelfleisch und Würste fanden den Weg in die Speisekammer. Frisches Fleisch mit Knoblauchsauce, Schweinebraten, Ragouts, Kapaunen[79], Erbsenbrei, Bohnen, Salat, Wasserkerbel, Portulak, Champignons und andere Schwämme standen gleichfalls auf dem Küchenzettel. Wer Bäckereien liebte, wie z. B. die Scholaren, konnte sich an Waffeln, Galetten und Fladen laben.[80] Nicht Alles, was den Gaumen der alten Pariser kitzelte, dürfte uns noch behagen. Wir ziehen z. B. die Austern den Tümmlern vor und finden die Hagebutten,

Mehlbeeren und die Früchte des Elsbeerenbaumes nicht sonderlich nach unserem Geschmacke. Eher stimmen wir noch dem alten Jongleur bei, der nichts vom Biere und saurem Aepfelwein wissen will, so lange der Weinstock noch Trauben trägt.[81] Der Wein war das Lieblingsgetränk und wie aus mannigfachen Andeutungen, aus dem Straßenverkaufe desselben und aus den überaus ausführlichen Zollvorschriften geschlossen werden darf, auch das Hauptgetränk der Pariser. Schwerlich hätte sonst das Bierbrauen in Jahren, welche einen schlechten Ausfall der Erndte zeigten, verboten, und die Verwendung der Gerste zu diesem Zwecke durch die Anordnung niedriger, also gewinnloser Bierpreise beschränkt werden können.[82] Entweder wurde aber im Laufe der Zeiten unser Geschmack wählerischer oder es hat die französische Erde allmählig an Güte verloren. In der Umgebung von Paris wurde im dreizehnten Jahrhunderte viel Wein gebaut, von der Landschaft Brie wird in der Chronik von S. Magloire ihr guter Wein gerühmt.[83] Bei Paris erzeugte Weine würden heutzutage schwerlich munden, von jenem in der Brie behauptete schon Boileau seine Blutverwandtschaft mit Essig.[84] Es hat überhaupt seit jener Zeit ein großer Wechsel in den Sitzen der Weinkultur stattgefunden, einzelne Landschaften haben ihre Bedeutung in dieser Hinsicht verloren, andere sie erst seitdem errungen, nur wenige, wie Burgund, dessen Weine schon im dreizehnten Jahrhunderte ausgeführt wurden[85], den alten Ruhm unversehrt bewahrt. Im Keller des Grafen Robert von Artois lagerten Weine von La Rochelle, S. Pour-

çain (Auvergne), Beaune, S. Jean d'Auxerre und Artois.[86] Gegenwärtig würden die Etiquetten in einem fürstlichen Keller wahrscheinlich anders lauten, und auch die Auswahl hinsichtlich der fremden Weine anders als im dreizehnten Jahrhunderte getroffen werden, welches außer dem Moselweine namentlich die südlichen feurigen Weine, wie die spanischen, jene von Cypern, griechische und italienische Sorten liebte und durch Zuthat von Honig und Gewürze die Kraft und den Geist des Getränkes zu erhöhen suchte.[87]

Es ist aber Zeit, daß wir das Haus und dessen Bewohner verlassen und die Pariser Straßen betreten, deren buntes und reiches Leben ein noch höheres Interesse einflößt, als die stillen häuslichen Sitten. Eng, winklig und gewunden, wie die alten Gassen waren, hemmten sie wohl den raschen Gang und führten leicht ein wogendes Gedränge herbei. So lange alle Welt über dieselbe Brücke schreiten mußte, um vom rechten auf das linke Seineufer zu gelangen, war es nicht so wunderbar, daß man zu keiner Zeit den grand pont betrat, ohne einem weißen Mönche und einem Schimmel zu begegnen.[88] Eine wüste Unordnung, ein ungegliedertes Durcheinanderwerfen der verschiedenartigsten Beschäftigungsweisen und Ständeklassen bildet aber keineswegs das charakteristische Merkmal des alten Paris.

Als wir die topographischen Verhältnisse übersichtlich zusammenstellten, fielen uns bereits die vielen von Handwerken abgeleiteten Straßennamen auf. Wir lernten eine Straße der Tuchmacher, Böttcher, Fleischer, Schuhmacher, Gaukler,

Waschfrauen, Oblatenverkäufer, Pelzhändler, Sattler, Geflügelhändler u. s. w. kennen.[89] Die ursprüngliche Beziehung zwischen dem Straßennamen und dem Treiben der Straßenbewohner hatte sich in einzelnen Fällen im dreizehnten Jahrhunderte schon gelöst, das Handwerk, welches der Straße den Namen gegeben hatte, einen anderen Stadttheil aufgesucht. Trotzdem blieb die Regel aufrecht, daß die Glieder eines Gewerbes sich auch räumlich enge an einander schließen, wenn es angieng, dieselbe Straße bewohnen, und Handwerke, deren Thätigkeit sich wechselseitig bedingte, nachbarlich auftreten. Wir finden, wenn wir die Steuerrollen durchblättern, die Weißgerber, Schwertfeger, Gürtler, Schnallenverfertiger, Filzmacher, Sattler, Geflügelhändler u. A. in dichten Haufen neben einander sitzen[90]; wir wissen, daß die Tuchmacher, die Goldschmiede bestimmte Plätze einnahmen, und bemerken, daß Emailleure die Nähe der Goldschmiede suchen[91], Maurer gern die Zimmerleute zu Nachbarn haben[92], Maler an die Sattler anstoßend ihre Werkstätte aufschlagen.[93] Durch diese Gruppirung des Gleichnamigen und Verwandten kam eine gewisse Ordnung in das Straßengewirre, eine reiche und doch klare Gliederung in das äußere städtische Leben. Auch sonst fehlte es nicht an Gegensätzen in dem Charakter der verschiedenen Straßen. Es gab Winkelgassen, in welchen Noth und Verbrechen ungestört hausten, Straßen wieder, in welchen sich Reichthum und Wohlleben sammelten, Quartiere, welche der Fuß der anständigen Frau niemals durchschritt, und solche wieder, wo der Luxus thronte und wohin die Schaulustigen

gern ihre Schritte richteten. So gereichte es schwerlich zur Ehre, wenn man in der rue S. Symphorien, dem Sitze der Wahrsager, betreten wurde[94]; noch eifriger vermied man die anrüchigen Straßen Glatigny in der Cité, die rue aux Fauconniers bei den Beguinen, die rue du Plastre in der Nähe der rue du Temple u. a., deren trauriger Ruf, nebenbeigesagt, auch in den späteren Jahrhunderten sich bewährte.[95] Desto belebter und besuchter war die rue Quincampoit und die ihr benachbarten Straßen. Alles, was dem Luxus jener Tage diente und das Auge der Putzliebenden erfreute, fand sich hier in den Krambuden der merciers, dorelotiers und courraiers aufgespeichert und lockte zum Kaufe. Da gab es funkelndes Geschmeide und Juwelen, reiche Gürtel und goldgestickte Bänder, glänzende Seidenstoffe, wie die sindals und siglatons aus der Levante und Italien, Hermelin und sonstiges Pelzwerk, feine Leinengewebe, Gold- und Perlenstickereien, die im Kopfputze verwendet wurden, Börsen und zierliche Juwelenkästchen, Schleier und künstliche Flechten, Krausen und Handschuhe, und welche Toilettenartikel sonst die Eleganten jener Zeiten noch kannten.[96]

Der Fremde, welcher zum ersten Male das moderne Paris betritt, wird in nicht geringem Grade von dem lauten Lärmen der Straßenverkäufer belästigt und zuletzt von dem Gekreische und Geschreie der Händler, von dem unaufhörlichen eintönigen Ausrufen oder wortreichen Anpreisen der Waaren förmlich betäubt. Der Straßenhandel und die damit zusammenhängenden Straßenrufe sind aber keineswegs eine neuere

Sitte, dem Strudel des modernen Lebens entsprungen. Wir besitzen ein altes Reimgedicht, von Guillaume de la Villeneuve verfaßt, unter dem Namen: Crieries de Paris[97], welches das Dasein der gleichen Sitte schon im dreizehnten Jahrhunderte beweist. Natürlich, wo alle Beziehungen zwischen den Menschen sich unmittelbar, sinnlich frisch gestalten, da griff man auch für die Verständigung zwischen dem Verkäufer und Kunden nicht zu mechanischen Mitteln. In einem Zeitalter, wo Wenige lasen, und die Verbreitung des Geschriebenen durch den Druck noch unbekannt war, mußte nothwendig das öffentliche Ausrufen eine größere Bedeutung besitzen, als heutzutage, wo Hunderte von Tageblättern benutzt werden, die Käufer anzulocken, und man mit leichter Mühe die gedruckten Ankündigungen und Kaufanpreisungen zu Bibliotheken ansammeln kann.

Vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht ertönte das Geschrei der unermüdlichen Straßenhändler. Kaum daß der Tag graute, erschien schon der Bader und kündigte an: die Bäder seien geheizt. Die nähere Bekanntschaft mit dem Oriente hatte die Sitte zu baden ganz allgemein gemacht und unter allen Ständeklassen verbreitet. Trotzdem, oder vielleicht weil alle Welt hier zusammen kam, standen die Badestuben nicht im besten Rufe, namentlich wurde das Verweilen in den Bädern zur Nachtzeit, das Ausrufen derselben vor Tagesanbruch strenge verboten.[98] Dem Bader folgten die Verkäufer der Lebensmittel, die Pastetenbäcker, die Obst- und Fleischhändler. Was die Jahreszeit bot und was den Gaumen reizte, Alles fand den

Weg in den Straßenhandel und wurde mit ausgesuchter Ruhmredigkeit angepriesen. Alles war frisch und fein, stammte aus den besten Quellen, und wurde doch so billig ausgeboten. Zwischen den Eßwaarenverkäufern drängten sich die Kleiderhändler, gleich ihren Urenkeln, den marchands d'habit, bereit, den Käufer, namentlich den armen, unerfahrenen clerc zu betrügen, worüber schon im elften Jahrhunderte Johannes de Garlandia bittere Klage führt. Der Straßenhändler bot nicht allein neue Kleider zum Kaufe an, er war auch willig, alte zu flicken und überhaupt an allem unbrauchbar und schlecht gewordenen Hausrathe seine Wunderkraft zu üben. Da klang es bunt durcheinander: Ich flicke Wams und Mantel, ich binde Bütten ein, Schrein und Lade will ich ausbessern, Töpfe und Becher reinigen. Frische Blumen und alte Hosen, Dochte, die wie Sterne leuchten, reines Stroh und alte Schuhe, Holzscheite zu zwei Obolen, Kohlen, den Sack für einen Pfennig, große und kleine Matten, Holzreifen, Binsen, um sie in die Lampe zu stecken u. s. w. Wer nicht kaufen wollte, konnte auch verkaufen; es fanden sich immer Leute, die nach schlechten Scherben suchten und altes Eisen werthvoll fanden. Kläglich kontrastirte mit solchem Rufen und Schreien das Flehen der Bettler und der Almosenbitter der verschiedenen Orden und Brüderschaften. Dominikaner und Franziskaner, Karmeliter und Sachetiner nahmen die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch; für Blinde und Gefangene, namentlich auch für Christensklaven wurde die Theilnahme mit lauter Stimme angeregt. Auch Char-

latane, mit Beuteln und Kisten beladen, drängten sich herbei. Vor sich den bunten Teppich, auf welchem sie die Heilmittel für alle Krankheiten ausbreiteten, verstanden sie durch pomphafte Namen und die Erzählung ihrer vielen Reisen die Phantasie der Zuhörer zu blenden, den gläubigen Sinn und den Geldbeutel derselben zu öffnen.[99] Ihre nächsten Nachbarn waren Spielleute und Bänkelsänger. Dazwischen wurde wohl auch der Bann des Königs ausgerufen, oder mit der Glocke in der Hand der Tod eines Bürgers verkündigt und zum Gebete für die arme Seele aufgefordert, bis die Nacht niedersank, nach dem Schlusse des Abendgeläutes das Feuer auf dem Heerde verlöscht, die Werkstätte geschlossen wurde und höchstens nur noch einzelne Pastetenbäcker in den finsteren Straßen herumirrten und ihre Waare zum Ausspielen anboten. So groß war das Gedränge der Straßenhändler, so zahlreich und mannigfach die von ihnen ausgerufenen Waaren, daß Guillaume de Villeneuve versichert: Besäße er ein noch so großes Vermögen, und kaufte von Allem nur für den Werth eines Pfennigs, so würde er mit jenem dennoch in ganz kurzer Frist zu Ende kommen.[100] Eine Gattung Straßenhändler und Ausrufer ließen wir noch unerwähnt, die Weinausrufer, welche mit starker Stimme den am meisten üblichen Rothwein (vin vermeil) zu zwei und dreißig Pfennigen den stärksten und besten, dann aber auch welchen zu 16, 12, 8 Pfennigen feilboten.[101] Wir lernen in den Weinausrufern eine förmliche öffentliche Institution kennen. Die Pariser Weinhändler boten so gut wie alle übrigen Gewerbsleute ihre Waaren auf

der Straße aus, und ließen, so oft sie ein neues Faß anzapften, dieses durch eigens zu diesem Zwecke gedungene Leute verkündigen. Sie waren gleichzeitig verpflichtet, für jedes angezapfte Faß eine Steuergebühr zu entrichten, welche das corps des Marchands erhob. Natürlich lag diesem daran, die Zahl der bei jedem Weinhändler angestochenen Fässer genau zu erfahren. Wer konnte aber darüber eine bessere Auskunft geben als die crieurs de vin, die, so oft der Wirth den Zapfen ansetzte, das Ereigniß den Durstigen mit lauter Stimme verkündigten. Sie traten aus dem Dienste des Weinhändlers in jenen des Steuerpächters, bezogen von jenem noch einen festen Lohn und besorgten für ihn den Detailverkauf[102], übten aber gleichzeitig auch ein Aufsichtsrecht über denselben. Dieser Wechsel in den Beziehungen zu den ehemaligen Knechten erregte den Wirthen kein großes Behagen. Der Ausrufer drang seine Dienste dem Wirthe nun förmlich auf und ließ sich dafür täglich 4 Pfennige reichen. Wenn der letztere seine Dienste ohne einen triftigen Grund ausschlug, so konnte der crieur dennoch den Wein zu einem bestimmten, niedrigen Preise ausrufen, der Wirth mußte ihn dafür ohne Widerrede preisgeben. Wurde ein Unterschleif des Wirthes entdeckt, so erhielt dieser eine beträchtliche Geldstrafe auferlegt und sah sich von der marchandise zu ihrer Einzahlung gewaltsam gezwungen.[103] Darüber kam es zwischen den Wirthen und der Pariser Hansa im Jahre 1274 zu einem bitteren Streite, in welchem aber die letztere obsiegte. Das Institut der Weinausrufer erhielt sich noch, freilich

in seiner Bedeutung abgeschwächt, in den folgenden Jahrhunderten.

Alle diese Händler, Ausrufer und Bettler erzeugten tagtäglich ein lärmendes Gedränge in den engen Straßen. Noch mächtiger wogte die Bevölkerung an jedem Samstage, wo der Verkehr ausschließlich in den Hallen sich sammelte und nun auch fremde Käufer und Verkäufer unter die Einheimischen sich mischten. Dann entwickelte auch der Zöllner auf der kleinen Brücke, die von der Université nach der Insel führte, die regste Thätigkeit und wachte mit doppeltem Eifer, daß ihm ja kein Pflichtiger entrinne und wenn er das Gefälle nicht entrichten konnte, wenigstens ein Pfand zurücklasse.[104] Befreit vom Zolle waren nur der Kirche angehörige Heiligenbilder; wurden sie zum Verkaufe ausgeboten, so zahlte jedes zwei Pfennige. Frei waren ferner die für eine Brüderschaft oder ein Hospital bestimmten Lebensmittel, frei auch die Jongleure und Affenführer. Jene brauchten nur ein Lied anzustimmen, diese ließen den Affen ein Kunststück vor dem Zöllner aufführen.[105] Auf empfindlichere Weise mußten sich die Ziegenböcke loskaufen, durch einen Schlag nemlich, der ihnen mit einer Keule zwischen die Hörner versetzt wurde. Einen ähnlichen Tribut wie von den Jongleuren und Affen erhob der Zöllner auch von den merciers. Er ließ ihre Waaren unbelästigt über die Brücke ziehen, behielt aber für seinen Gebrauch eine Nadel oder eine Spange im Pfennigwerthe zurück.[106]

Einzelne Abteien, wie jene von S. Geneviève und S. Ger-

main-des-Prés kauften sich gegen eine Weinspende am Tage der h. Genoveva und des h. Vincenz los; auch die unterthänigen Leute von S. Marcel, die Bewohner von La Ferté, Sens, S. Leger u. a. genossen gewisse Immunitäten, sonst waren aber die meisten Lebensbedürfnisse und Viktualien dem Brückenzolle unterworfen. Und die péage de Petit Pont war keineswegs das einzige Gefälle, welches auf der Konsumtion von Paris lastete. Da gab es ein Wegegeld, welches von allen Wagen, Karren und Lastthieren erhoben wurde[107]; bloß das Eigenthum der geistlichen und ritterlichen Stände genoß die Befreiung, desgleichen das Fuhrwerk, welches einem Pariser Bürger gehörte. Es bestand ferner die rouage, welche bei dem Weinverkaufe im Großen entrichtet wurde[108], vom Detailhandel in Wein wurde die chantelage erhoben.[109] Waaren, die auf der Seine verladen wurden, zahlten die rivage[110], und wenn sie über das Weichbild von Paris versendet wurden, falls sie nicht für den Verbrauch des Klerus oder der Ritterschaft bestimmt waren, das conduit. Zahlreiche Handwerke waren überdieß zum hauban verpflichtet, d. h. sie erkauften vom Könige die Gewerbebefugniß, wogegen ihnen gewisse andere Steuern erlassen blieben.[111] Auf dem Getreidehandel lastete die minage, das Meßgeld; die Erlaubniß, Märkte zu besuchen, mußte vom Grundherrn für Geld gelöst, das Recht, unter den Pariser Marktleuten zu sitzen, mit der hallage erkauft werden. Von allen auf dem Markte verkauften Waaren wurde das tonlieu entrichtet, so namentlich für Getreide, Brod, Bäckereien, Wein, wofür der Hauptmarkt auf dem

Grèveplatze bestand, für Pferde, Rindvieh, Eisenwaaren, Pelzwerk, Lederzeug, Holzarbeiten, Sämereien, Wolle, Tuch, Hanf und Leinwand.[112] Welch reichen Ertrag die hallage lieferte[113], kann man leicht ermessen, wenn man den Umfang des Hallenverkehres an jedem Samstage im Auge behält. Nicht allein die meisten Pariser Gewerke und Kaufleute legten ihre Waaren unter den Hallen aus[114], auch aus den benachbarten Städten kamen die Verkäufer herbeigeströmt und füllten die Hallen mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen des Bodens und des Kunstfleißes. Es kamen die Bäcker von Gonesse, die Tuchhändler von S. Denys, die Kaufleute von Pontoise, Chaumont, Corbie, Aumale, Amiens, Douay, Beauvais und Avesne.[115] Sie besaßen sämmtlich feste Plätze und abgegrenzte Räume, wofür sie eine bestimmte jährliche Miethe bezahlten.

Das Bild regen Lebens und lärmenden Verkehres, welches die Hallen an jedem Samstage gewährten, war nur matt und farblos im Vergleiche zu dem Treiben, welches sich hier alljährlich am Markte S. Ladre vom zweiten bis zum achtzehnten November entfaltete.[116] Dann stockte in allen übrigen Quartieren der Handel und Wandel. Vielen Gewerken war es nicht gestattet, während der Markttage auf einem anderen Platze als unter den Hallen ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Die Wechsler übertrugen ihre Zahltische von der großen Brücke nach den Hallen, die Fleischer sperrten ihre Auslagen hinter dem Chatelet, die Sattler verließen die selerie, die Händler mit Wachs und Seide, die merciers überhaupt schlossen ebenfalls ihre gewöhnlichen Kramladen und siedelten

sich für die Marktzeit unter den Hallen an.[117] Natürlich folgten ihnen auch solche Handwerker und Händler, welche das erwähnte Verbot nicht unmittelbar traf. Die Hemmung des gewöhnlichen Verkehres entzog auch ihnen die Kundschaft und bestimmte sie, gleichfalls den Markt zu beziehen, zumal als sie in einzelnen Fällen vor den fremden Marktbesuchern Begünstigungen genossen. Erst nachdem die Pariser Leinwandhändler z. B. ihre Plätze unter den Hallen angewiesen erhalten hatten, kam die Reihe an die Fremden.[118] Im bunten Gemische wurde so vor den Augen der zuströmenden Bevölkerung entfaltet, was Paris erzeugte und die Provinzen hervorbrachten. Der Novembermarkt unter den Hallen war nicht der einzige, welcher den Parisern das lustige Schauspiel des Messelebens darbot, das Hospital S. Lazare nicht die einzige geistliche Stiftung, welche, uralter Sitte folgend, die Marktstände innerhalb ihres Weichbildes aufschlagen ließ. Vierzehn Tage nach Ostern sammelten sich Käufer und Verkäufer im Faubourg S. Germain[119], in der Sommerzeit vom Tage des h. Barnabas bis zum Feste des h. Johannes wurde der größte und fröhlichste aller Märkte, „la plus roiale foire du monde“, wie ihn ein alter Reimdichter preist, auf der weiten Ebene zwischen Paris und S. Denys abgehalten. Er führte den Namen: foire du Lendit und war von Ludwig VI. der Abtei von S. Denys verliehen worden.[120] Erst im sechzehnten Jahrhunderte wurde die Messe von Lendit der größeren Bequemlichkeit der Marktleute wegen von der Ebene nach der Stadt S. Denys übertragen, einige Jahre später nach Paris

verlegt[121], wo sie ihre ursprüngliche Bedeutung rasch verlor. Wenn uns Steuervorschriften eine willkommene Handhabe boten, das Markttreiben unter den Hallen genauer zu erkennen, so verdanken wir einem alten Gedichte aus dem dreizehnten Jahrhunderte die nähere Einsicht in das bunte Leben während des Marktes von Lendit.[122]

In feierlichem Zuge bewegte sich eine Prozession von der Notredame-Kirche, um die Messe einzuweihen; aus der Abtei von S. Denys wurde der Arm des h. Simeon herbeigebracht, und mit ihm der Segen den versammelten Marktleuten ertheilt. Erst nach diesem religiösen Vorgange galt der Markt für eröffnet. In langen Reihen, zu Gassen verzweigt, zogen sich die Tische und Buden der Verkäufer hin. Der Verfasser des Reimgedichtes verliert schier den Athem vor Eifer, alle Gewerke aufzuzählen und alle Städte zu nennen, welche zum Lendit mit ihren Erzeugnissen beisteuerten. Neben den Eisenwaaren, welche die Wirthschaft des Städters und Bauers benöthigte, neben den Haufen von Kesseln und Sensen, Löffeln und Töpfen lagerten Kleider und Kleiderstoffe, Leder, Linnen, Wollzeuge, Tücher und Pelzwaaren. Auch an Schenkwirthen und Garköchen fehlte es nicht; die Bedürfnisse der Reichen befriedigten die Goldschmiede, merciers und Teppichhändler. In einer Seitenstraße befand sich der Markt für das Pergament.[123] Nur drei Epiciers, wie der Dichter ausdrücklich bemerkt, waren anwesend; sie boten Heilkräuter feil. Dagegen fehlten hier so wenig als auf den anderen Märkten die Lombarden, um den Verkehr zu vermitteln. Alle 75

Städte anzuführen, welche der Dichter als Theilnehmer am Lenditmarkte nennt, würde keinen großen Nutzen schaffen, da leider die Erzeugnisse, welche die einzelnen zu Markte brachten, nicht näher bezeichnet sind. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß unter diesen Städten namentlich viele flandrische vorkommen und gleich in erster Reihe Gent, Ypern, Mecheln und Brüssel, dann Löwen, Tournay, Valenciennes, Lille angeführt werden. Schon diese Aufzählung könnte hinreichen, die Ueberzeugung zu wecken, daß im dreizehnten Jahrhunderte eben so gut wie heutzutage ein gewisses System der Aus- und Einfuhr herrschte, einzelne Landschaften sich auf die ganz spezielle Ausbildung des einen oder des anderen Industriezweiges warfen, und in diesem die Bedürfnisse eines weiten Kreises befriedigten. Wir besitzen dafür noch zahlreiche andere Belege.

In den Aufzeichnungen der Zeitgenossen werden die heimischen Städte, welche sich namentlich mit der Tuchfabrikation beschäftigten, häufig genannt. Außer Paris waren es die Städte: S. Denys, Arras, Lagny, Etampes, Rheims, Cambrai, Chalons, Prouvins, Beauvais, Tours, Louviers, S. Quentin. In den Zunftordnungen wird davon gesprochen, daß die Leinwand nach Paris aus der Normandie[124], die Wolle aus England[125] eingeführt wurde. Aus dem letzteren Lande kamen auch die Schleifsteine[126], aus der Provence dagegen und aus Berry gefärbte Gläser.[127] Daß in einer Steuerrolle als Verfertiger von Glasflaschen gerade ein Jehan de S. Gaubain vorkommt[128], ist vielleicht nicht ganz gleichgiltig. Die vielen

Bäcker von Gonesse, die Tuchhändler von S. Denys, S. Quentin[129] sind ebensoviele Andeutungen des Gewerbzweiges, der in ihrem Geburtsorte vorzugsweise betrieben wurde. Verhält sich dieß mit dem erwähnten Jehan de S. Gaubain in ähnlicher Weise, so würden wir die berühmte Glasindustrie von S. Gaubain in ihrem Ursprunge auf das dreizehnte Jahrhundert zurückführen können. Spangenarbeiten kommen häufig aus der Normandie[130], wie Eisenarbeiten aus England.[131] Flanderns reiche Gewerbthätigkeit wird in öffentlichen Urkunden nicht selten erwähnt, seine Scharlachtücher und feinen camelins genießen in der Handelswelt die höchste Anerkennung. Man ahmte englische Tücher, jene von Stamford z. B. unter dem Namen Estanford nach, wagte sich aber nicht an die Fälschung flandrischer Stoffe.[132] Flanderns Ruhm war sprichwörtlich geworden. Wenn es galt, in dichterischer Sprache durch schmückende Beiwörter Land und Leute zu charakterisiren, so wird Flandern als das webelustige geschildert. Anglia potatrix, jactatrix Normania, Flandria textrix finden wir als Beispiele vom rechten Gebrauche der Epithete in der Poetria nova des Viniseuf, eines lateinischen Dichters aus der Zeit Richards I.[133] Und wenn es gilt, Reichthümer kurz aufzuzählen, so fehlen neben Gold und Silber gewiß nicht die flandrischen oder friesischen Tücher.[134]

Häufig bot sich bereits die Gelegenheit dar, die gewerblichen Zustände des alten Paris zu berühren und seine Bewohner bei der Arbeit zu belauschen. Die innere Organisation der Pariser Handwerke selbst wurde noch nicht erörtert.

Indem wir an ihre Betrachtung schreiten, befällt uns nicht die Furcht, daß sich auch hier wie so oft schon die Klage über die mangelhaften Quellen und unvollständigen Nachrichten wiederholen werde. Den Bemühungen des Pariser Prévot Etienne Boiliaue, die Gewohnheiten der Pariser Zünfte zu sammeln und die gewerbliche Gesetzgebung auf ein größeres Maß der Einheit zurückzuführen, verdanken wir ein unschätzbares Werk, welches über die Pariser Zunftverhältnisse ein reiches und klares Licht ausgießt.[135]

Etienne Boiliaue hegte keineswegs, wie häufig gemeint wird, das Streben, als ein Gesetzgeber der Pariser Zünfte aufzutreten, die bisher giltige Rechtsübung zu verdrängen und neue Regeln einzuführen. Ein solches Vorhaben hätte nicht allein den Sitten des Mittelalters im höchsten Grade widersprochen, es wäre auch an dem kräftigen, den Ueberlieferungen unweigerlich anhängenden Geiste der alten Handwerker gescheitert. Was der Prévot wollte und beabsichtigte, als er im Jahre 1258 an sein Werk schritt, darüber gibt er selbst in der Einleitung zu den Statuten die beste Auskunft. Er hatte im Laufe seiner Amtsführung bemerkt, daß trügerischer Sinn und Unwissenheit gar häufig Streit im Verkehre hervorrufen, daß ferner zwischen den Pariser Handwerkern und den fremden Käufern nicht selten Uneinigkeit herrschte. In ähnlicher Weise waren auch die Parteien über das Recht zum Bezuge einzelner Gefälle, über die Ausdehnung der verschiedenen Gerichtsbarkeiten in einen harten Kampf gerathen. Diesen Uebelständen sollte nun abgeholfen werden. Etienne

Boiliaue sammelte die alten Gewohnheiten und ließ sie sorgfältig niederschreiben. Die Sammlung wurde sodann, wir möchten sagen, den Notabeln der Pariser Bevölkerung vorgelesen [136] und trat, von diesen gebilligt und höchlich gelobt, zunächst in Paris allein in Wirksamkeit. Wie wenig der Prévot daran dachte, selbständig vorzugehen, sein persönliches Belieben an die Stelle berechtigter Sitte zu stellen, zeigt das Beispiel der Pariser Zimmerleute. Ein einzelner Meister, der mestre Fouques de Temple, trat im Namen des ganzen Gewerkes auf und erklärte, wie es zu seinen Zeiten, als er an der Zunftverwaltung stand, mit allen Dingen gehalten wurde. So sollte es auch fernerhin bleiben. In anderen Fällen vereinigten sich die Zunftmeister, beriethen, was dem Handwerke fromme, und legten dem Prévot sodann ihren Bericht und ihre Anträge vor. Dieß thaten z. B. die Lichterzieher. [137]

Noch irriger ist die Meinung, das Innungswesen wäre erst im Zeitalter des heiligen Ludwig geboren, von Etienne Boiliaue wohl gar geschaffen worden. Das gewerbliche Leben nahm allerdings in Folge der Kreuzzüge einen hohen Aufschwung und gewann erst, nachdem der dritte Stand politische Rechte und eine staatliche Bedeutung sich erobert hatte, einen festen Boden: aber es fehlt auch aus früheren Zeiten nicht an Zunftordnungen und Privilegien für einzelne Gewerbe. Den Steinmetzen auf ihr Wort zu glauben, wenn sie gewisse Zunftvorrechte bis auf die Zeit Karl Martells zurückführen, das hält zwar schwer. Wir begreifen, warum sie den Beweis für ihre Behauptung darauf beschränken, ihre Vor-

fahren hätten es also gehört und vom Vater auf den Sohn vererbt.[138] Mythen widerstreben der urkundlichen Beglaubigung und gerade die Steinmetzzunft liebt es, ihr Wissen und Vermögen mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen und ihre Abstammung mit dem Reize hohen Alterthumes zu schmücken. Zwischen die Kunst und das Handwerk in die Mitte gestellt, großen Aufgaben, monumentalen Werken durch ihre Thätigkeit nahegerückt, ohne daß sie die erhabene Bedeutung derselben vollständig erfassen konnten, an der Ausführung tiefer künstlerischer Gedanken betheiligt, aber nach mechanischen Formeln arbeitend, deren Entstehung ihnen nicht klar vorlag, mußte ihr ganzes Thun und Treiben ihnen in einem geheimnißvollen Lichte, das Maß des Gewöhnlichen überschreitend erscheinen, ihre Einbildungskraft mit dem Glauben an die magische Macht gewisser Linien und Gestalten erfüllt werden. Ein ähnliches Gefühl trieb sie auch, ihr Gewerbe im Ursprunge so weit als möglich und auf die glänzendsten Ahnen zurückzuführen. Wie die späteren Bauhütten an den weisen König Salomon anknüpften, so hielten die Pariser Steinmetzen den kräftigen Karl Martell für ihren ältesten Gönner. Dort bildete der kunstreiche Tempelbau das Vermittelungsglied, hier hat ohne Zweifel der Beiname Martell zur Entstehung der Zunftsage die Veranlassung gegeben. Wie Karl Martell den Hammer mit kräftiger Hand gegen die Ungläubigen schwang, so handhabten auch die Steinmetzen den Hammer zu Ehren Gottes und des christlichen Glaubens. Wie nahe lag es da nicht, auf den

Hammerkönig als den natürlichen Zunftbeschützer zurückzugehen.

Wenn wir nun auch die Aussage der Steinmetzen nicht als eine historisch wahre Thatsache annehmen können, so haben wir doch keinen Grund, hinsichtlich der Fleischer, Tuchmacher und anderer Zünfte ähnliche Zweifel anzuregen. In einer Ordonnanz Louis VII. vom Jahre 1162 werden bereits die alten Zunftgewohnheiten der Fleischer erwähnt[139], in einer Charte vom Jahre 1134 ihre Bänke hinter dem Chatelet als alte bezeichnet.[140] Daß die Verfassung der Fleischerzunft in das Buch Boiliaue's nicht aufgenommen wurde, können wir so erklären, daß dieselbe schon früher festgestellt war, einer Erläuterung und erneuerten Redaktion nicht bedurfte. Für ihr hohes Alter spricht auch der erbliche Besitz der Fleischbänke, ein Anklang an eine oft erwähnte römische Sitte. Schade, daß die Gewohnheiten und Rechte der Fleischer nicht schriftlich bewahrt wurden und wir im Dunkeln darüber bleiben, welche Rechte, Freiheiten, Privilegien und Gewohnheiten derselben König Philipp Hardi unangetastet lassen wollte.[141] Jedenfalls waren sie im dreizehnten Jahrhunderte wohlbekannt. Von den Tuchmachern gilt das Gleiche. Schon das zwölfte Jahrhundert kennt sie als eine Confraternität[142]; die Annahme der Zunftgenossen, ihre Verfassung sei ein Geschenk des Königs Philipp August, entbehrt um so weniger der Wahrscheinlichkeit, als z. B. die Schnallenmacher und Bäcker sich vor dem Prévot gleichfalls auf Philipp August als einen Gesetzgeber in Zunftsachen berufen.[143] Wenn die Lichter-

zieher schon im eilften Jahrhunderte mit Benefizien bedacht werden[144] und Städte wie Bourges und Etampes schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Zunftordnungen besitzen[145], so birgt der Schluß, daß die wichtigeren Gewerbe in Paris mindestens gleichzeitig dieselben Gerechtsame erhielten, schwerlich einen Irrthum in sich. Jedenfalls dürfen wir die Ueberzeugung festhalten, daß Etienne Boiliaue nichts Neues schuf, sondern bloß die bestehenden Einrichtungen regelte und in eine bessere Ordnung brachte. Diese Ordnung widerspricht in manchen Beziehungen der modernen Lehre von der Volkswirthschaft und erwies sich in einzelnen Dingen der gemeinen Wohlfahrt schwerlich förderlich: thöricht bleibt aber das Beginnen, es ist ferner eine Verläugnung des unbefangenen historischen Sinnes, wenn man das Zunftwesen des dreizehnten Jahrhundertes lediglich im Lichte späterer Bildungsformen schaut, und es als eine Barbarei verdammt, weil es uns, die wir unter ganz anderen Verhältnissen leben und wirken, eine arge Bedrückung und Beschränkung des Individuums dünkt. Die Innungen befreiten sich nur allmählig von der feudalen Oberherrlichkeit, brachen nicht plötzlich mit derselben; vieles ist daher nur die Folge nothwendiger geschichtlicher Entwicklung, was der Staatssophist als eine schwere Last, welche die freie Arbeit drückt, der Verachtung und dem Fluche der Zeitgenossen preisgibt. Daß die Zünfte, die nach der einen Seite im offenen Gegensatze gegen die feudale Herrschaft beharren, in ihrem eigenen Schoße eine dem Feudalismus verwandte Gliederung aufkommen lassen, kann nicht befremden, wenn

man die leitenden Grundsätze, welche das mittelalterliche Leben bewegen und seine tiefere Einheit bilden, erwägt. Sie konnten sich unmöglich gegen ein Princip, welches alle Lebenskreise ringsum noch beherrschte, hartnäckig sperren und der Zeit vorgreifend mit starrer Consequenz eine Arbeit vornehmen, welche noch viel späteren Jahrhunderten als eine schwierige Aufgabe vorschwebte. Man darf endlich, will man Boiliaue's Werk billig beurtheilen, nicht vergessen, daß die Industrie im dreizehnten Jahrhunderte keineswegs im ersten Keimen begriffen war, sondern innerhalb gewisser Grenzen schon ihren Gipfelpunkt erreicht hatte. Bei jeder weit vorgeschrittenen Industrie ist das Augenmerk vorzugsweise auf die Theilung der Arbeit gerichtet. Von diesem Gesichtspunkte aus, nicht um willkürlich und eigensinnig die sogenannte freie Arbeit zu beschränken, wurde auch Etienne Boiliaue geleitet; aus dem Streben, die Theilung der Arbeit folgerichtig durchzuführen, muß die oft bis in das Endlose fortgesetzte Gliederung und Nebenordnung der Handwerke abgeleitet werden.

Ein größeres Recht steht uns zur Seite, wenn wir statt über das Zunftwesen des dreizehnten Jahrhunderts unbedingt den Stab zu brechen, behaupten, zahlreiche Spuren moderner polizeilicher Vorsorge und humanitärer Bestrebungen lassen sich in den Gewerbegesetzen jener Zeit verfolgen. Die Proviantirung des Marktes zu sichern, erschien z. B. schon im Zeitalter Boiliaue's die wichtigste Aufgabe der städtischen Verwaltung. Die nach Paris bestimmten Bodenerzeugnisse durften auf dem Wege nicht aufgehalten werden, sondern

mußten die kürzeste Straße einschlagen. Den Zufuhren entgegenzugehen, den Handel anderswo als auf dem öffentlichen Markte abzuschließen, war, wie der heimliche Zwischenhandel überhaupt, streng verboten. Auf dem Markte hatten die Bürger vor den Detailhändlern das Vorkaufsrecht, letztere waren auf bestimmte Stunden, nachdem die Privaten ihre Bedürfnisse befriedigt, eingeschränkt.[146] Auch sonst zeigt sich die polizeiliche Vorsorge thätig. Sie wacht über die preiswürdige Güte der Waaren und das rechte Maß und Gewicht, sie konfiscirt faules Fleisch, wie die schlechten Waaren überhaupt, und hat auf die Schlosser ein achtsames Auge, auf daß sie nicht etwa Nachschlüssel fertigen.[147]

Nicht immer leitet die bloße Rücksicht auf Sicherheit bei der Abfassung der Zunftvorschriften. Wie die Assisen von Jerusalem die armen Wittwen und Waisen dem Rechtsschutze der seigneurs mit besonderer Wärme empfehlen[148], wie an einzelnen Orten Wittwen steuerfrei waren[149] und durch ihren Eid einfach alle gegenüberstehenden Zeugnisse niederschlugen[150] und die ganze Hälfte der Güter des Mannes als Witthum ansprechen konnten: so durchzieht auch die von Etienne Boiliaue gesammelten Zunftvorschriften ein menschenfreundlicher Hauch bezüglich der Armen, der Wittwen und Waisen. Die Wittwen dürfen gewöhnlich das Gewerbe des Mannes fortführen, zuweilen sogar im Falle ihrer Wiederverheirathung, nur daß ihnen dann die Aufnahme eines Lehrlings untersagt bleibt[151], Waisen wird das Erlernen des Handwerkes erleichtert[152], der wuchernden Herrschaft großer Kapitalien auf dem

Markte wirksam entgegengearbeitet[153], die Bildung von Sparkassen begünstigt.[154] Rührend ist auch der folgende Zug, den wir im Statute der Goldschmiede lesen.[155] An Sonn- und Festtagen durfte die Feueresse nicht unterhalten werden; einem einzigen Meister, und zwar an jedem Sonntage nach einer bestimmten Regel einem anderen, wurde das Arbeiten gestattet, der gelöste Gewinn aber in eine besondere Bruderlade abgeliefert und von dem Erlöse alljährlich ein Ostermal den Armen des Hôtel-Dieu bereitet. Ja, man kann es geradezu als eine wesentliche Rücksicht, welche Etienne Boiliaue bei der Abfassung seines Werkes leitete, bezeichnen, daß die Armen von den Reichen nicht bedrückt werden, keine willkürliche Bevortheilung erleiden sollten.[156] Der banale Vorwurf, das ganze Zunftwesen sei nur eine unerschöpfliche Quelle zur Bereicherung des Fiskus gewesen, trifft weder das dreizehnte Jahrhundert, noch Etienne Boiliaue. Man wird bei ihm nirgends auf einseitige finanzielle Gesichtspunkte stoßen, überall vielmehr nationalökonomische Interessen maßgebend finden. Es gilt, die ausreichende Marktzufuhr zu sichern, die Produzenten mit den Consumenten in möglichst nahe und dabei mannigfache Berührungen zu bringen, dem Käufer die Güte und die Preiswürdigkeit der erhandelten Waare zu garantiren, die einzelnen Handwerke vor fremden Eingriffen zu bewahren, die Wirksamkeit des Gesetzes der Arbeitstheilung aufrecht zu erhalten, die materielle Wohlfahrt der Pariser Bevölkerung allseitig zu fördern. Selbst dort, wo die Sitte die Regeln der Volkswirthschaft zu gefährden schien, hatte der kluge Sinn

eine Hinterthüre offen gelassen, welche die unwirthschaftliche Sitte mit den Forderungen des materiellen Wohles wieder versöhnte. Im Allgemeinen mußten alle Gewerke an Sonn- und Festtagen feiern, die Bäcker z. B. beinahe den vierten Theil des Jahres, in der Weihnachtszeit drei Tage hintereinander ihre Arbeit aussetzen.[157] Damit aber die materiellen Bedürfnisse unter diesem Verbote keinen Schaden litten, war die Abhaltung eines Sonntagmarktes gestattet oder es wurde den Zünften erlaubt, eine Werkstätte ihres Zeichens auch am Sonntage offen zu halten, von welcher Befugniß die einzelnen Meister nach einer festgestellten Rolle abwechselnd Gebrauch machten.[158]

Die Erinnerung an die feudale Macht der Grundherren, an die nur allmählig erfolgte Selbständigkeit des gewerblichen Lebens klingt in mannigfachen gesetzlichen Bestimmungen nach. Bei einzelnen Gewerben genügt, um zur Meisterschaft zugelassen zu werden, die Nachweisung, daß der Bewerber das Handwerk verstehe und einen Betriebsfond besitze[159], ferner daß er in Paris seinen festen Wohnsitz habe.[160] Andere Bedingungen, die häufig wiederkehren, sind, daß der Meister eine gute und ehrliche Arbeit liefere, daß er loyal und ein preud-ome sei[161], und nach den Gewohnheiten des Handwerkes sich richte.[162] Bei mehreren Gewerben, bei den Bäckern, Hökern, Schlossern, Schmieden, Feilhauern, Geflügelhändlern, Sattlern, Schustern, Webern, Seidenarbeitern kommt noch eine weitere Forderung hinzu: sie müssen die Gewerbebefugniß vom Könige erkaufen.[163] Der König besaß das Verkaufs-

recht gewisser Gewerbe als sein Eigenthum und konnte es beliebig an Andere veräußern und wegschenken. In diesem gar nicht seltenen Falle trat der neue Besitzer vollständig in die Rechte des Königs. Die Handschuhmacher[164], die Geschirrmacher[165] erkauften sich vom Grafen d'Eu, einem Verwandten des heiligen Ludwig, das Meisterrecht; die Befugniß zur Fischerei im süßen Wasser ertheilte Guérin Dubois, welcher das Recht auf die Fischerei als erbliches Eigenthum seit Philipp Augusts Zeiten besaß.[166]

Wesentlich verschieden von diesem Eigenthumsrechte ist die Aufsicht und Jurisdiktion, welche einzelne Hofbeamte ausübten, wie der grand panetier über die Bäcker, der Hofschmied über die Schmiede und Wagner, der Mundschenk des Königs über die Weinhändler, sein Kammerdiener über die Tuchhändler, Schneider und Trödler, der Hofzimmermeister über die Zimmerleute, der Leibschuster über die Ledergewerbe u. s. w.[167] Diese Aemter konnten ganz nach dem Belieben des Königs verliehen und entzogen werden und hatten bloße Polizeidienste auszuüben.

Gewöhnlich wird die innere Organisation der mittelalterlichen Zünfte als eine rein demokratische dargestellt, und die Einmischung des Staates in ihre Verwaltung abgeläugnet.[168] Ein genauerer Blick in das Werk Etienne Boiliaue's lehrt das Gegentheil. Nur ausnahmsweise werden die Zunftvorstände, die prud'hommes oder jurés von den Zunftgenossen frei gewählt. Dieß ist z. B. bei einzelnen Metallarbeitern, bei den batteurs d'archal, den fermailleurs der Fall[169], sowie bei den

Sattlern, wo überdieß wiederkehrende Zusammenkünfte aller Zunftmitglieder zur Berathung wichtigerer Angelegenheiten, zur Begutachtung schlechter Arbeit angeordnet sind.[170] Auch die Tuchmacher genießen das freie Wahlrecht, mit der weiteren Befugniß, die vier Prudhommes zu gleichen Theilen aus dem Stande der Meister und der Gesellen zu wählen.[171] Gewöhnlich aber besitzt der Prévot das Recht, die Zunftvorstände nach Belieben einzusetzen und aus ihrem Amte zu entfernen.[172]

Den mannigfachen Forderungen, welche an die Handwerker gestellt wurden, den vielen Lasten, welche ihnen im allgemeinen Interesse oder durch die Rechtssitten der Zeit auferlegt werden, suchen die letzteren durch einen kräftigen Selbstschutz ein Gegengewicht zu schaffen, so namentlich durch eine Beschränkung der Zahl der Lehrlinge und eine auffallende Verlängerung der Lehrzeit. Es ist nichts Seltenes, daß diese auf zehn, ja sogar auf zwölf Jahre festgesetzt wird; eine Dauer von sechs bis acht Jahren, zumal wenn kein Lehrgeld entrichtet wird, kann füglich als die allgemein gültige Durchschnittszeit angenommen werden. Selbst bei Frauengewerben, jenem der Bandweberinnen z. B., herrschte eine ähnliche Beschränkung. Sie mußten ein Jahr und einen Tag bei der Arbeit zugebracht haben, ehe sie zum selbständigen Betriebe zugelassen wurden.[173] Dadurch und durch die Regel, stets nur einen fremden Lehrling in die Werkstätte aufzunehmen, wurde der Ueberfluthung des Handwerkes durch Arbeit Suchende wirksam gesteuert.

Wie es dem Lehrlinge ergieng, nachdem er die harte und

lange Lehrlingzeit glücklich zurückgelegt hatte und als „vallet“ sich verdingte, ob derselbe nach abgelaufenem Probejahre gleich um das Meisterrecht sich bewerben konnte, oder erst noch als Geselle arbeiten mußte, darüber gibt uns Etienne Boiliaue keine genaue Auskunft. Nur einmal bei Gelegenheit der Angabe der Zunftregeln, welche bei den chapuisiers gelten[174], wird erzählt, daß in dem Falle ein Lehrling im Stande sei, selbständig ein Meisterstück zu liefern, an seine Stelle ein anderer Lehrbursche oder Ausläufer treten solle. Doch fehlt es sonst keineswegs an Zügen, welche uns das alte Handwerksleben klar und lebhaft vor die Augen stellen. So werfen die Ausnahmen, welche von dem allgemeinen Verbote, zur Nachtzeit oder an Festtagen zu arbeiten und von der Verpflichtung, in der Scharwache Dienste zu leisten, gestattet werden, ein überraschendes Licht auf die Stellung der einzelnen Gewerbe. Sie standen weder bezüglich ihrer Rechte noch ihres Ansehens auf einer und derselben Linie. Die Anfertiger der Panzerhemden, die sogenannten haubergiers, die Böttcher (barilliers), die Federschmücker, die Blumenputzmacher, die Rüstzeug- und Waffenarbeiter u. s. w. genossen in dieser Beziehung besondere Privilegien. Zum Theil verdanken sie, wie namentlich die Waffenhandwerker, dieselben der Erwägung, daß in kriegerischen und unruhigen Zeiten eine Beschränkung ihrer Arbeitszeit dem Gemeinwohle zum Schaden gereichen könnte. Viel trug zu dieser Ausnahmestellung auch der Glanz ihrer Kundschaft bei, der auf sie zurückstrahlte und ihnen ein höheres Ansehen unter ihren Genossen verlieh.[175] Gegen das Privi-

legium, auch zur Nachtzeit bei Lichte zu arbeiten, hätten sich die anderen Gewerke vielleicht neidlos verhalten, wäre damit nicht auch die Befreiung vom Dienste der Scharwache verbunden gewesen. Für diesen herrschte keine größere Begeisterung als heutzutage unter den Nachkommen der alten Handwerker für die Betheiligung an der Nationalgarde. Alle erdenklichen Vorwände wurden hervorgesucht, um sich dieser lästigen Verpflichtung zu entziehen. Die Goldschläger und Steinschneider wiesen darauf hin, daß sie gleichfalls den vornehmen Ständen durch ihre Thätigkeit dienstbar seien und eigentlich den Goldschmieden beigezählt werden sollten, welche die Befreiung von der Scharwache genossen[176]; die Schneider wieder beriefen sich darauf, daß, während sie auf die Scharwache zögen, die jüngeren Gesellen unbewacht zu Hause wirthschafteten, daß sie ferner von den Vornehmen häufig zur Postarbeit gezwungen würden und schon am Morgen fertig abliefern müßten, was erst am Abende vorher bei ihnen bestellt worden sei, und dergleichen mehr.[177] Der Widerwille artete zuweilen in einen förmlichen Trotz aus. Im Jahre 1271 wurden mehrere Zünfte dafür, daß sie sich eigenmächtig dem Wachtdienste entzogen hatten, zur Strafe gezogen und das königliche Gericht um einen Rechtspruch angegangen.[178] Er fiel nicht zu Gunsten der Bürger aus, die, wie es scheint, zuweilen durch Friedlichkeit mehr als durch Ehrlichkeit sich auszeichneten. Die Schneider wenigstens scheinen im Geruche der letzteren nicht gestanden zu haben; sie mußten, wie die Schnallenmacher, bei offenem Fenster arbeiten.[179]

Desto rauflustiger, wahre Störenfriede, waren in Paris wie überall die Walker und Weber. Ihren Zunftregeln wurden noch besondere Sittenordonnanzen einverleibt[180], den Walkern überdieß, sich in größeren Haufen zusammenzurotten, untersagt.[181]

Man kann Etienne Boiliaue gewiß nicht den Vorwurf machen, daß er seine Aufgabe zu leicht nahm, es an Umsicht und Ausführlichkeit in den Zunftbestimmungen fehlen ließ. Zuweilen erscheint uns die Berücksichtigung auch der geringfügigsten Umstände, die ängstliche Scheidung der Gewerbe kleinlich, ja lächerlich. Wenn trotzdem seine Absicht nicht völlig erreicht wurde, wenn die verschiedenen Handwerke in ihrem Thätigkeitskreise nicht auseinander gehalten werden konnten, die ihnen abgesteckten Grenzen vielmehr fortwährend durchbrachen, wenn ferner auch der Umfang der einzelnen Jurisdiktionen Gegenstand des Streites blieb, so kann dieß nicht Wunder nehmen. Alle zu enge umschriebenen Gesetze, alle unbedingten Regelungen der menschlichen Thätigkeit theilen das gleiche Schicksal. Und wenn sie auch nicht zur Uebertretung herausfordern, so hilft schon der leidenschaftliche Sinn der Menschen, sie zu fälschen und ihre weisen Bestimmungen zu trüben. Wir haben z. B. die Sorgfalt bewundernd hervorgehoben, mit welcher die Zufuhr des Pariser Marktes von allen Hindernissen befreit wurde. Was konnte aber die wohlthätige Absicht des Gesetzes nützen, wenn ihr der König selbst hindernd in den Weg trat, von seinem Gefolge die Wagen, welche Korn und Fische nach dem Pariser Markte brachten,

weggenommen wurden, ohne daß die Beraubten bei dem Gerichte zu ihrem Rechte kamen.[182]

Wir wissen, mit welcher Aengstlichkeit das Pariser Zunftbuch den Wirkungskreis und die Rechte der einzelnen Gewerbe von einander abgrenzte. Trotzdem hatten die Gerichtshöfe vollauf zu thun, Zunftstreitigkeiten zu schlichten und Klagen über Pfuscherei entgegenzunehmen. Da wollten Weber und Walker gleichzeitig die Prüfung über schlechte und gefälschte Tuchwaaren an sich ziehen[183]; dann klagten wieder die Schwertfeger, daß die Verfertiger der Degengriffe und Knöpfe ihnen in das Handwerk pfuschten.[184] Dieß wurde den letzteren untersagt. Sie verfielen aber auf den Ausweg, von Paris nach S. Denys zu ziehen und von hier aus den Pariser Markt auch mit Klingen zu besorgen.[185] Es kam zu neuen Klagen und abermaligem gerichtlichen Einschreiten, das sich, wollten wir nur die Gerichtsakten weiter durchblättern, gewiß noch oft wiederholte. Auch die Tuchweber und Tuchfärber geriethen mit einander in Streit.[186] Die letzteren wollten nur solche zur Ausübung der Färberei befähigt ansehen, welche eine dreijährige Lehrzeit bei einem Färber nachwiesen, und was dergleichen unerquickliche Beschwerden und Klagen mehr sind.

Auch Jurisdiktionsstreitigkeiten kamen häufig vor. Bekanntlich theilten sich der Bischof, das Kapitel von Notredame, mehrere Abteien und Stifter mit dem Könige in die Jurisdiktion von Paris. Das Cartularium von Notredame zeichnet den Umkreis der bischöflichen Jurisdiktion auf und zeigt

uns die bischöfliche Gerichtsbarkeit über Emailleure, Goldschmiede, Kunststicker, Stempelschneider, über den Schinkenmarkt am Parvis von Notredame ausgedehnt.[187] Nach einem im Jahre 1222 abgeschlossenen Vergleiche besaß der Bischof die Befugniß, einen Tuchhändler, Goldschmied, Fleischer, Kürschner, Gerber, Barbier, Sattler, Zimmermann, Bäcker und einen épicier zu unterhalten.[188] Bei so vielfach verwickelten Verhältnissen konnten Wirren nicht ausbleiben. Die monopolsüchtigen Fleischer hinter dem Chatelet kämpften lange und bitter mit der Abtei S. Martin und den Templern, welche gleichfalls, auf ihre Privilegien gestützt, Fleisch ausschroten ließen.[189] Auch die Hufschmiede lebten mit der Abtei S. Geneviève und jener von S. Martin des Champs in Zwietracht[190]; sie zogen aber den Kürzeren, da die Aebte den Kniff gebrauchten, ihre Gegner vor die entferntesten zuständigen Gerichte, nach Orleans, Blois und Hesdin zu belangen, wohin ihnen diese nicht folgen mochten.

Diese Beispiele könnten ohne Mühe vervielfältigt werden. Doch auch schon die angeführten genügen, zu zeigen, daß für die Pariser Bevölkerung keineswegs die Gefahr vorhanden war, durch einen allzutiefen Frieden zu verweichlichen, durch stete Ruhe entkräftet zu werden. Sie besaß einen energischen Willen, ihre guten oder vermeintlichen Rechte zu behaupten und für dieselben, wenn es nöthig war, auch mit dem Leben einzustehen. Nicht ohne Grund wurde gegen sie zu wiederholten Malen das Waffenverbot erlassen.[191] Eine gewisse Ungeberdigkeit und ein wildauffahrender Sinn regte sich

unter allen Klassen der Bevölkerung. Der Bürgerschaft mußte das Begehen nächtlicher Feste untersagt werden, die Scholaren bedrohte der Bischof mit dem Bannfluche, wenn sie ihre Rauflust nicht zügeln würden[192], den höheren Ständen galten die Tournierverbote, welche aber, wie die Bemühungen des heiligen Ludwig, die gerichtlichen Kämpfe abzuschaffen, erfolglos blieben.[193] Wir haben uns durch keine Vorurtheile verleiten lassen, die Leute des dreizehnten Jahrhunderts als Teufel zu schildern, wir wollen sie auch nicht als reine Engel ausmalen. Daß auf den Raub eines Kusses die hohe Geldstrafe von zehn livres gelegt war[194], kann man verschieden deuten. Entweder erschien das Verbrechen dem keuschen Zeitalter so gewaltig, daß es diese hohe Sühne herausforderte, oder es hatte in der sittenlosen Zeit so arg um sich gegriffen, daß nur die gesteigerte Strafe ihm Einhalt thun konnte. Wir fürchten ferner, die Frauen jener Zeit von der Liebe zum Trunke nicht ganz freisprechen zu können. Welches Recht hätte sonst der alte Jongleur, die Frauen vor dem häßlichen Laster der Trunkenheit so eindringlich zu warnen?[195] Daß die Jongleure so häufig ein Lied vom Ehebruche und von der Blutschande anstimmen, mögen wir auch nicht der Einfalt vom Lande gutschreiben.[196] Es weht endlich auch keine idyllische Luft in dem an die Trödler erlassenen Verbote, blutiges oder nasses Linnen zu kaufen, damit nicht die Spur des Ermordeten oder Ertränkten verwischt werde, eine Bestimmung, die sich gewöhnlich auch in den Judenordonnanzen wiederholt.[197]

Wenn aber auch von Paris die großstädtischen Laster nicht fern blieben, Züge roher Derbheit nicht selten wiederkehren, so schauen wir doch wenigstens keine Spuren der Uebersättigung und völlig ermatteten Lebenskraft. Ein frischer Sinn, eine naive heitere Anschauung hatten noch ihre Geltung bewahrt, die unbefangene Lebenslust ihre Herrschaft über die Gemüther nicht aufgegeben. Will man Belege dafür haben, so erinnere man sich nur an die humoristische Namengebung, die im mittelalterlichen Paris waltete [198], oder lese die Beschreibung der öffentlichen Feste, welche die Einförmigkeit des Pariser Lebens unterbrachen, von jenem Feste z. B., welches im Jahre 1266 begangen wurde, als der Sohn des heiligen Ludwig den Ritterschlag erhielt [199], oder von jenen noch rauschenderen Feierlichkeiten, welche Philipp der Schöne bei einer ähnlichen Gelegenheit veranstaltete. [200]

Wenn die Fürsten die Pracht und den Reichthum, den sie zur Schau stellten, noch durch das Außerordentliche und Ungewöhnliche des Vorganges zu erhöhen bemüht waren, wenn sie z. B. am hellen Tage sich Fackeln vortragen oder ihre Diener hoch zu Rosse den Tafeldienst verrichten ließen: so zogen die Bürger ihrerseits durch massenhafte Aufzüge und den bunten Wechsel der Festspiele die Aufmerksamkeit auf sich. Die Straßen waren mit farbenreichen Teppichen behängt, zahllose Lampen machten die Nacht zum Tage, auf mannigfachen Instrumenten ertönte wohlklingende Musik, die Frauen sammelten sich zu zierlichen Tänzen, die Gewerke vereinigten sich zu festlichen Spielen und zeigten dem stau-

nenden Volke auf hohen Gerüsten das Paradies mit seinen Engeln und die Verdammten der Hölle, sowie die Schrecken des jüngsten Gerichtes; die heiligen Drei Könige von Köln kamen mit ihrem Stern, Herodes und Caiphas zogen fluchbeladen vorüber, Pilatus wusch sich die Hände, dem Täufer wurde der Kopf abgeschlagen, Reineke Fuchs mit der Bischofsmütze und dem Evangelium verübte seine listigen Streiche u. s. w. Die Schaulust der Pariser ermüdete nicht nach wenigen Stunden. Tagelang, ja sogar eine ganze Woche konnten sich die Festlichkeiten hinziehen und wurden doch stets mit frischer Theilnahme betrachtet und genossen.

Regelmäßiger als diese Feste, welche der Verherrlichung außerordentlicher Ereignisse im Schoße der fürstlichen Familie galten, kehrten die Volksfeste wieder, welche sich an kirchliche Feiertage anschlossen. Die Kirche verstand es mit unübertrefflicher Weisheit, den ganzen Menschen an sich zu fesseln, und hätte ihre Aufgabe mit Recht vergriffen oder wenigstens unvollständig gelöst gedacht, wenn sie ihren Einfluß einseitig auf den einen oder den anderen Theil der menschlichen Natur beschränkt haben würde. Sie unterwarf alle Formen des Daseins ihrer Herrschaft, ließ auch dem ästhetischen Momente im Kultus seine Geltung und stieß das Volk nicht gewaltsam zurück, wenn dieses zuweilen, nicht um die Seele vom herben Drangsale zu befreien, sondern um seiner heiteren Stimmung Ausdruck zu geben, die Kirche aufsuchte. Es ist genugsam bekannt, wie dem Volke des Mittelalters die Kirche wirklich Alles in Allem war. In der Thurmhalle

bewahrte es seine Waffen, vor der Kirche fand es die Gerichtsstätte und den Markt, in das Innere der Kirche verlegte es seine politischen Berathungen, ja trieb daselbst wohl gar Handel, so daß die geistliche Obrigkeit mit einem Machtspruche einschreiten mußte[201]; hier bewunderte es die vom Kunstfleiße veredelten Reichthümer der Erde, belebte durch tägliche Anschauung zierlicher und gedankentiefer Bildwerke seinen ästhetischen Sinn, und staunte die Seltsamkeiten und sonderbaren Naturdinge an, welche etwa der Pilger aus fernem Lande mitgebracht oder der Zufall aus dem Boden gegraben hatte. Hier endlich schlug es den Schauplatz für einzelne Belustigungen auf, welche sich aber stets an kirchliche Ereignisse anknüpften.

In einzelnen Fällen blieb die Theilnahme des Volkes passiver Natur und die Kirche leitete selbständig die Feier, so z. B. wenn am Pfingsttage Tauben in der Kirche flatterten und brennendes Werg, an die feurigen Zungen erinnernd, von der Wölbung herabgelassen wurde. Das Volk begnügte sich aber nicht immer mit der Rolle des bloßen Zuschauers, sondern verlangte und erhielt auch einen thätigen Antheil an der Feier. Namentlich die fröhliche Weihnachtszeit, der Tag der unschuldigen Kinder, der Tag der Beschneidung und der Dreikönigstag wurden zu lustigen Umzügen des Volkes und oft derben Spielen benutzt, in welchen der Humor in kirchliche Formen sich kleidete und naive Frömmigkeit mit schrankenloser Spottsucht sich seltsam mischte. Auf die Namen dieser Feste, wie Narrenfest, Eselsfest, auf die Wirksamkeit,

welche dem Narrenbischofe, dem prévôt des Etourdis, dem Capitaine de joyeuse entente eingeräumt wurde, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das Anstößige, welches für unseren Sinn in einem solchen Treiben liegt, wurde und wird absichtlich oder aus einem komischen Mißverständniß der Worte noch übertrieben, es wird von einer förmlichen Eselsmesse gesprochen und dem Grauen eine Rolle angewiesen, die er in Wirklichkeit niemals besaß.[202] Wenn sich auf der anderen Seite Viele, von ehrsamen Motiven getrieben, bemühen, von dem Dasein dieser kirchlichen Volksfeste so viel als nur angeht, zu bestreiten, und ihre Bedeutung als nichtig darzustellen, so gehen auch diese irre. Die ungezügelte Lachlust der jungen Kleriker und Chorknaben, die Freude der Volksmasse am Derbkomischen war es nicht allein, welche die Thiere zum Kultus heranzog. Auch der seraphische Heilige, Franziskus von Assisi, lud, als er das Weihnachtsfest zu Grecio feierte, Ochs und Eselein dazu ein und fand in ihrer Krippe den Altar.[203] Im Ursprung ist das Krippenspiel und das Eselsfest verschieden, bei beiden aber die gleiche tiefere Naturfreude und eine verwandte symbolische Bedeutung offenbar. Eine unbedingte Rechtfertigung der Narren- und Eselsfeste soll hier nicht gegeben werden. Ohne zur Uebertreibung die Zuflucht zu nehmen, finden wir des Unanständigen genug daran auszusetzen, wenn wir uns nur an den Segenspruch des Narrenbischofes erinnern: der Herr verderbe Eure Kaldaunen! oder an seine Indulgenz: der Herr gebe Euch zwanzig Lasten von Zahnschmerzen und einen Kuhschwanz oben-

drein[204]; oder wenn wir in dem encyclischen Briefe der Pariser Fakultät vom Jahre 1444 lesen, daß die Theilnehmer am Feste zur Zeit des Gottesdienstes verlarvt, in weibliche Kleider oder in Thierhäute gehüllt, in der Kirche tanzten, im Chore unanständige Gesänge anstimmten, Speckkuchen aßen, Würfel spielten, mit altem Schuhleder räucherten und mit bacchantischen Geberden durch das Gotteshaus sprangen. Auch hat die Kirche zu allen Zeiten gegen diese und ähnliche Lustbarkeiten und Spiele ihre Mißbilligung ausgesprochen.[205] Doch drang ihr Verdammungsurtheil nur langsam durch, da, was die Freunde der Narrenfeste zu ihrer Rechtfertigung anführten: das Volk labe und erheitere sich daran, nicht ganz unbillig erscheint.[206] In Paris, wo die Notredame-Kirche den Hauptschauplatz des Narrenfestes abgab, stoßen wir frühzeitig auf Einschränkungen und Verbote desselben. Der päpstliche Legat klagt schon im Jahre 1198 bitter über die Verunreinigung der Kirche am Feste der Beschneidung durch unfläthige Gesänge und oft blutige Kämpfe, er verbietet den lärmenden Umzug und scheidet aus dem Rituale alles Lächerliche aus.[207] Rasch hinter einander folgen reformirende Verordnungen und gänzliche Verbote. Der Bischof Petrus von Paris verwandelt im Jahre 1208 das Privilegium der Kleriker, am Narrenfeste theilzunehmen, in eine Geldspende[208]; das Pariser Concil erläßt im Jahre 1212 ein gänzliches Verbot dagegen[209] und im Jahre 1217 wird von dem Dekan der Notredame-Kirche, Hugues Clément, rühmend hervorgehoben, er habe das Fest am Tage des heiligen Johannes

(27. Dezember) reformirt.[210] Alle diese Bemühungen hatten aber nicht den gewünschten Erfolg. Wenigstens beriefen sich noch am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts andere Städte, welchen das Narrenfest entzogen werden sollte, auf das Beispiel von Paris.[211] Doch mögen in Paris nicht solche Excesse mit diesen Lustbarkeiten verbunden gewesen sein, wie in den unruhigen, durch die stetigen städtischen Kämpfe derb gewordenen flandrischen Städten.

Wir haben den Pariser Bürger in seinem häuslichen Dasein und wie er sich auf der Straße bewegt, seine Thätigkeit am Werktage, sowie sein Festtagstreiben beobachtet, wir kennen seinen gewöhnlichen Lebenswandel und was in jener Zeit als verschwenderischer Luxus galt. Aus der schon früher angeführten Ordonnanz über die „superfluitez“ vom Jahre 1283 oder 1294 erfahren wir, daß es für die Vermögensverhältnisse eines kleinen Bürgers passend erschien, die Elle Tuch für sein Feierkleid nicht theuerer zu bezahlen als mit 6 sols, und nur das Doppelte für die Elle zu geben, wenn der Stoff für sein Weib bestimmt war. Glieder der höheren Ständeklassen konnten je nach dem Range bis zu 18 und 25 sols für die Elle aufsteigen. Aus derselben Quelle[212] werden wir belehrt, daß ein Herzog, Graf oder Baron mit einer Rente von 4000 livres nur 4 Roben im Jahre und ebenso viele für seine Frau kaufen durfte, wollte er nicht als Verschwender angesehen werden; ein Chevalier, dessen Einnahme die Summe von 3000 livres nicht überstieg, mußte sich mit drei Roben begnügen. Wie viele Gerichte zu einem Prunk-

essen oder grand mangier gehörten, nemlich außer der Speck-
suppe zwei Gerichte, die in der Fastenzeit um eins vermehrt
werden konnten, ist uns gleichfalls nicht unbekannt geblieben.
Wir kennen bereits viele Licht- und Schattenseiten des Pari-
ser Lebens. Eine Frage haben wir noch unbeantwortet ge-
lassen, die sich wesentlich auch auf die Licht- oder Schatten-
seiten des alten Paris bezieht, jene nemlich: ob das Leben
im dreizehnten Jahrhunderte theuer oder wohlfeil war. Der
Anhaltspunkte, um ein festes Urtheil darüber zu gewinnen,
gibt es leider nur wenige, doch fehlen sie nicht gänzlich.
Könnte man die Angaben der Chronik von S. Magloire für
das ganze Jahrhundert gelten lassen, nach welchen man für
4 sols eine hinreichende Kornmenge kaufen konnte, um dar-
aus Brod für eine ganze Familie zu backen, und für eine
Obole einen Korb des schönsten Obstes erhielt, dann wäre
das Zeitalter das Ideal der Wohlfeilheit.[213] Aber diese
Angaben gelten nur von ausnehmend fruchtbaren, seltenen
Jahren. Die Durchschnittspreise müssen um ein Beträcht-
liches höher genommen werden. Aus den Cartularien ein-
zelner Kirchen, aus den Rechenbüchern des Hofes und den
königlichen Ordonnanzen lernen wir die Preise mehrerer
Dinge und die Höhe verschiedener Besoldungen kennen. Im
Jahre 1226 wurde ein Pariser Haus um 46 livres, im Jahre
1260 zwei andere um 432 livres 10 s., ein Haus vor dem
Thore S. Eustache mit einem Garten für den Preis von 200
livr. erstanden. Aus den letzteren Angaben würde der Durch-
schnittspreis von 159 livr. 10 s. für ein Pariser Haus fol-

gen.[214] Der Miethzins, welchen ein Kanoniker von Notredame von seinem Hause im cloître entrichten mußte, gieng von fünf bis fünfzehn livres und betrug für sämmtliche 37 Kanonikatshäuser dreihundert livres; von siebenzehn anderen Häusern, in verschiedenen Pariser Quartieren gelegen, wechselte der Miethzins von fünf bis siebenzehn livres und brachte die Gesammtsumme von 138 livr. 7 s. ein.[215] Nimmt man an, daß der Miethzins damals wie heutzutage berechnet, d. h. auf fünf Prozente des Hauswerthes angeschlagen wurde, so gewinnt man als letzteren in den beiden angegebenen Fällen die Summe von 166 livr. 11 s. 8 d. und 162 livr. 15 sols; als absoluter Durchschnittspreis eines Pariser Hauses im dreizehnten Jahrhunderte würde die Summe von 164 livr., nach heutigem Geldwerthe etwa 16400 Franken gelten. Daß der Werth in den verschiedenen Quartieren stieg und fiel, dürfen wir als eine ausgemachte Thatsache betrachten, doch fehlen uns darüber die näheren Angaben.

Die Kosten der Hofhaltung König Philipps IV. beliefen sich im Jahre 1285 monatlich auf 4000 livr. oder 455,122 francs, jener der Königin auf die Hälfte. Die tägliche Besoldung des premier chambellan betrug 3 sols 6 d., oder 19 francs 95 cent., des Kaplans: 6 den. oder 2 francs 85 c., ebensoviel jene des roi des ribauds, dem wir wohl ein höheres Amt als das eines Hundeknechtes einräumen müssen.[216] Der Preis eines Ochsen im Fleische betrug 1 livr. 10 s.; für einen Hammel zahlte man 6 s. 3 d. oder ungefähr 36 Franken.[217] Ein Pferd kostete im Jahre 1285 nicht weniger als 16 livr.

oder 1820 fr. 68 s., am Ende des Jahrhunderts nur 7 livr. 12 s. In derselben Zeit zahlte man für einen jungen Stier 4 livr. 15 s. (311 fr.), für ein Faß Wein 3 livr. 5 s. (268 fr. 15 c.), für eine Elle grober Leinwand nach heutigem Geldwerthe etwa 4 Franken, für eine Elle Tuch den hohen Preis von 1 livr. 4 s. oder 136 Franken.[218]

Wenn der Schluß richtig ist, daß durch außerordentliche Umstände erhöhte Preise in einer französischen Provinzialstadt den gewöhnlichen in Paris ziemlich nahe kommen und ein bis zwei Jahrzehnte keinen großen Unterschied begründen, so sind wir auch im Stande, den Lohn einzelner Handwerker zu bestimmen. Während des Aufenthaltes des Papstes Clemens V. in Poitiers im Jahre 1307 stiegen daselbst alle Preise und Löhne. Ein Bäckerknecht erhielt täglich 2 sols 6 den. (14 fr. 25 c.), ein Zimmermann oder Maurer 1 sol (5 fr. 70 c.), der gewöhnliche Tagelöhner 9 den. (4 fr. 28 c.), der Hufschmied 4 den. oder 1 fr. 90 c. Die Pariser Löhne am Ende des dreizehnten Jahrhunderts mögen denselben Stand eingenommen haben.[219]

Im Allgemeinen stellt sich heraus, daß die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse viel wohlfeiler waren, als gegenwärtig, alle Luxusartikel dagegen, wozu freilich auch solche Dinge gehören, die heutzutage zu den unentbehrlichsten Gütern zählen, beinahe unerschwinglich in ihrem Preise waren. Ohne Rücksicht auf die praktischen Verhältnisse kann man es als eine unumstößliche Wahrheit behaupten, daß 50 livres der damaligen Zeit jetzt 3300 fr., also 5000 livres der Summe von

330,000 Franken gleichkommen.[220] Wollte man daraus schließen, der Inhaber einer Rente von 50 livr. lebte wie heutzutage der Besitzer einer Rente von 3300 Franken und demgemäß auch der Inhaber einer Rente von 5000 livr. wie gegenwärtig ein Mann, dessen jährliches Einkommen 330,000 Franken beträgt, so würde man nur eine halbe Wahrheit aussprechen. Bei dem niedrigen Preise der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse lebte allerdings der Erstere ebensogut, wenn nicht besser, als heutzutage der kleine Rentner, der 3300 Franken jährlich einnimmt; weil aber die Luxusartikel im dreizehnten Jahrhunderte seltener waren und im Preise höher standen, so konnte man auch nicht für 5000 livr. die Summe von Bequemlichkeiten erhalten, welche gegenwärtig dem Besitzer von 330,000 Franken zu Gebote stehen. Das nackte materielle Leben war im dreizehnten Jahrhundert leichter zu erhalten, dagegen ist der Luxus in neueren Zeiten wohlfeiler geworden.

Es wäre von großem Interesse, auch über den Stand der öffentlichen Meinung im alten Paris Näheres zu erfahren. Die Hauptquelle, welche für spätere Jahrhunderte so reichlich fließt, bleibt freilich verschlossen. Die Stundenweiser der öffentlichen Meinung, die Tageblätter waren dem dreizehnten Jahrhunderte unbekannt. In Ermangelung derselben müssen wir uns an die Jongleure halten, die über alle wichtigeren Ereignisse des Tages ihre Stimme abgaben, den Anschauungen des Volkes einen klaren Ausdruck liehen und gewissermaßen die öffentliche Kritik vertraten. Zwar läßt sich dar-

über streiten, ob sie ebenso glaubwürdig und unbefangen als vielseitig waren und mit der Wahrheit in gleichem Grade befreundet als mit Taschenspielerkünsten und den mannigfachen Musikinstrumenten vertraut, ob ihre Urtheilskraft durch Unbestechlichkeit sich ebenso sehr auszeichnet, als ihr Gedächtniß durch Stärke.[221] Im Allgemeinen mußten sie aber wohl nach dem Sinne der Leute sprechen, wollten sie Beifall und Lohn sich erwerben. Wenn sie zu einer Hochzeit oder zu irgend einem Feste bald freiwillig, bald eingeladen herbeiströmten, von Markt zu Markt zogen, Tourniere besuchten, in den Häusern der Reichen spielten und sangen[222], oder auf der Straße ihr Lied vor der versammelten Menge anstimmten[223]: so richteten sie sich gewiß nach den Anschauungen und Wünschen ihrer Zuhörer. Aber ihr Urtheil wurde auch noch durch andere Umstände bestimmt. Für ihre Gönner hatten sie beredtes Lob bereit, wer sie dagegen vernachlässigte oder gegen ihr Gewerbe feindselig verfuhr, den straften sie mit Spott und Hohn. Im Ganzen sind sie mit ihrem Loose wenig zufrieden, sie klagen über die schlechten Zeiten und den Verfall der Zunft[224], versichern, seit der Zerstörung von Troja sei keine so große Zerstörung mehr vorgekommen, als die im Vermögen eines Jongleurs und verlangen immer mehr als sie erhalten. Ihr Urtheil wird nicht selten durch Anwandlungen böser Laune umgestimmt und erscheint wetterwendisch. Wir wissen aus Joinville's einfachem, wahrheitsgetreuem Berichte, daß der heilige Ludwig, wenn er tafelte, Menestrels kommen, sich vorsingen und Verse recitiren ließ, daß er nach

aufgehobener Tafel mit dem Dankgebete so lange wartete, bis sie ihr Spiel geendigt hatten.[225] Auch die Jongleure erkennen seine Liberalität an.[226] Trotzdem entgeht auch er dem Schicksal nicht, daß sie in einem Anfalle von Mißstimmung den König des Geizes anklagen[227], und darüber jammern, daß die gute alte Zeit verschwunden sei, sein Palast nunmehr einem Mönchskloster gleiche.[228] Der Groll über die allzu geringe Anerkennung des freien Sangesspieles gibt sich in mannigfachen Zügen kund, am schärfsten wohl in dem System der Weltordnung, wie es sich ein ergrimmter Menestrel ausgedacht: Gott setzte auf die Welt drei Menschenklassen: die Vornehmen, die Geistlichen und das gemeine Volk. Jenen gab er die Erde zur Beherrschung, den anderen schenkte er die Zehnten, die dritte Klasse muß für die übrigen arbeiten. Bei dieser Vertheilung giengen aber zwei Klassen leer aus: die Menestrels und die Courtisanen. Gott befahl den Vornehmen, die Menestrels zu nähren, die Sorge für die Courtisanen übertrug er den Prälaten. Die letzteren erfüllen ihre Pflicht und gewinnen dafür das Paradies, für die anderen gibt es aber kein Heil, da sie die Menestrels verhungern lassen.[229] Wir lassen es dahin gestellt sein, ob der Geiz und der nüchtern gewordene Sinn der Großen oder ob das lustige Leben der Jongleure, ihre Liebe zum Würfelspiele[230] diese oft und bitter beklagte Armuth, ihre Verwandtschaft mit Hiob hervorgerufen haben.

Bis zur Gehässigkeit scharf lautet das Urtheil der Menestrels über klerikale Verhältnisse. Man möchte beinahe glauben,

die übermüthig gewordenen Sänger hätten sich als die Nebenbuhler der Kirche gefühlt, und die Heilmittel der letzteren durch ihre Zauberkünste ersetzen zu können vermeint. Es klingt ungemein stolz und selbstgefällig, wenn sich der alte Rutebeuf mit einem Prediger vergleicht und versichert, seine Lieder bewirkten den gleichen Eindruck und besserten ebenso viele Sünder, als wenn die Evangelien abgelesen würden. Diese offene Anfeindung der Kirche wurde übrigens von dieser mit gleicher Münze zurückgezahlt. Die Aufführungen der Menestrels wurden verboten[231], gegen den berühmten Roman von der Rose, der noch im vierzehnten Jahrhunderte von Vielen der göttlichen Komödie vorgezogen wurde[232], von der Kanzel gepredigt, und von berühmten Theologen Streitschriften dagegen veröffentlicht.[233] Dieß Alles macht uns gegen die Urtheile der Menestrels vorsichtig, und durchaus nicht geneigt, ihre Behauptungen als buchstäbliche Wahrheit hinzunehmen. Aber selbst in ihren Uebertreibungen durften und konnten sie nicht gegen den Zeitgeist verstoßen, und vollends wo sie laut und unumwunden ihre Ansicht aussprechen, dieselbe, so oft sie auf den Gegenstand zurückkommen, wiederholen und auch das Zeugniß anderer Leute, der Chronisten z. B., für sich haben, verdienen sie alle Beachtung und können als ein treues Organ der Volksstimme angesehen werden.

Am meisten fesselt uns das stark und unverholen ausgesprochene Verdammungsurtheil der Kreuzzüge. Es mochten schon die zahlreichen Privilegien der Kreuzfahrer Neid erregen.[234] Auch das Betragen derselben in der Heimat,

namentlich nach der Rückkehr[235], die Gleichgiltigkeit gegen die Leiden des Vaterlandes, der hochmüthige Glaube, mit der Anheftung des Kreuzes wären sie aller Tugenden habhaft, und brauchten keine weiteren guten Werke zu verrichten[236], riefen einen gerechten Unwillen hervor. Dazu kam noch der schlimme Ausgang des Kreuzzuges, welchen Ludwig der Heilige im Jahre 1248 unternommen hatte. Schon gegen diesen hatten einzelne Große, an ihrer Spitze die Königin Bianca, welche die Ueberzeugung in sich trug, die Rückkehr des Sohnes nicht mehr zu erleben, einen mächtigen Widerstand erhoben. Das Resultat desselben war nicht geeignet, die Meinungen für einen neuen Versuch günstiger zu stimmen. Als daher der heilige Ludwig im Jahre 1270 abermals das Kreuz nahm, verweigerte sogar der treue Joinville die Theilnahme, und arge Zweifel bemächtigten sich auch der jüngeren thatlustigen Ritterschaft. Bei der schwachen Gesundheit des Königs ahnte man, daß die Beschwerden eines Kreuzzuges ihn verderben müßten; rieth man ihm von dem Unternehmen ab, blieb dasselbe unterlassen, so erschien das wieder als eine strafbare Fahrlässigkeit gegen Gottes Gebote. Auch Staatsrücksichten wurden, freilich erst in einer Zeit, wo der verhängnißvolle Ausgang auch die herbste Kritik rechtfertigte, geltend gemacht.[237]

Alle diese Bedenken fanden in den weiten Volkskreisen einen starken Widerhall und erweckten dem Kreuzzuge mannigfache Gegner. Rutebeuf lieh in seinen Desputizons du Croisé et dou Descroisé der Opposition einen trefflichen

Ausdruck und legte dem Gegner alle damals gangbaren Gründe gegen den Kreuzzug in den Mund: „Um ein fremdes Land zu erobern, woran ich doch keinen Theil haben werde, soll ich Weib und Kind, Gut und Erbe verlassen? Als ob ich Gott nicht ebenso gut in Paris wie in Jerusalem verehren könnte. Auch ohne daß man nöthig hat, die Reise über das Meer anzutreten, führt der Weg in das Paradies. Die reichen Prälaten, die sich dem Dienste des Herrn gewidmet haben und alle Reichthümer der Erde besitzen, mögen ein Interesse an dem Kreuzzuge haben. Aber ich? Ich lebe mit allen meinen Nachbarn im Frieden und bin keineswegs dieser Lebensweise müde oder gesonnen, am Ende der Welt einen Krieg aufzusuchen. Gelüstet Euch nach Heldenthaten, so geht und bedeckt Euch mit Ruhm, und saget dem Sultan von mir, daß, falls er mich anzugreifen die Lust verspürte, ich mich schon vertheidigen würde. So lange er mich aber in Ruhe läßt, scheere ich mich nicht um seinen Thron. Und noch Eins. Ihr pilgert Alle, Vornehme und Geringe, nach dem gelobten Lande. Natürlich daß Ihr dort geheiligt werdet. Wie geht es aber dann zu, daß nur Banditen von dort zurückkehren? Wäre nur ein Bach zu überschreiten, den würde ich schon überspringen oder keck durchwaten. Aber von hier bis nach S. Jean d'Acre ist das Wasser tief und der Canal gar breit. Gott ist überall; für Euch mag er nur in Jerusalem sein, für mich ist er auch in Frankreich".[238] Wenn die öffentliche Meinung so stand — und wir haben keinen Grund, in dem Gesagten nur Rutebeufs ausschließliche Privatmei-

nung zu vermuthen, — so erscheint nicht wunderbar, daß der Kreuzzug des heiligen Ludwig nach Tunis der letzte blieb, und fortan das Schicksal des gelobten Landes mit Gleichgiltigkeit betrachtet wurde.

Wir sehen, wie die Anschauungen in Betreff der Verdienstlichkeit der Kreuzzüge im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts einen merkwürdigen Umschwung erfuhren. Seltsam genug, daß was der Natur der Sache gemäß mit dem Enthusiasmus für die Kreuzzüge zusammengieng, der Judenhaß, keineswegs nachließ, als der erstere sich abkühlte, daß vielmehr gerade das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Paris die ärgsten Bedrückungen gegen das arme Volk wiederkehren sah, welches nach der Ansicht eines mittelalterlichen Rechtsgelehrten gar nicht für sich, sondern nur, damit Andere Vortheil von ihnen ziehen, leben sollte, dessen Glieder als ein todtes Ding behandelt, als Eigenthum des Grundherrn angesehen wurden.[239] Die letzten Jahre des zwölften Jahrhunderts sahen die Juden aus der von Philipp August über sie verhängten Verbannung zurückkommen. Sie erhielten sich im Reiche das nächste Jahrhundert hindurch, mußten aber unter jeder folgenden Regierung größeren Unbilden sich aussetzen.

Ludwig der Heilige verfolgte sie mit seinem Bekehrungseifer; aber selbst wenn sie dem Glauben ihrer Väter entsagten, blieben sie noch durch zwei Generationen unter dem Namen der Baptizati von den rechtgläubigen Christen geschieden.[240] Er verhängte auch über sie den entehrenden Schimpf einer besonderen Tracht. Eine handbreite gelbe Kokarde

(rouelle) auf dem Rücken, eine eben so große auf der Brust machten sie von weitem schon ihren Verfolgern und den Spottvögeln kenntlich.[211] Philipp III. fügte noch eine die Neckereien des Pöbels herausfordernde Kopftracht hinzu. Es blieben nicht allein alle alten gegen sie erlassenen Wuchergesetze in Kraft[212] — und daß solche nöthig waren, mögen wir gern glauben, — auf ihre Person, auf die Abzeichen des Judenthums wurde noch ein besonderer Zoll gelegt. Wenn die Juden bei der Zollstätte von Monlhéry bei Paris vorübergiengen und die Sabbatlampe oder den Talmud bei sich führten, so mußten sie dafür einen besonderen Satz entrichten.[213] Alle Unterwürfigkeit und sklavische Demuth wandte aber das größte Unglück, die Verbannung aus dem Königreiche, von ihnen nicht ab. Ein Parlamentsbeschluß im Jahre 1290 befahl den Juden, namentlich den aus England und aus der Gascogne eingewanderten, bis Mittfasten des nächsten Jahres das Land zu räumen, und der Beschluß wurde auch, wenn gleich nach einiger Zögerung, vollzogen.

Wir hätten einen Fehlschluß uns zu Schulden kommen lassen, hätten wir aus der kühlen Anschauung über die Kreuzzüge die Verminderung des Judenhasses gefolgert; wir müssen uns gleichfalls hüten, aus den derben Urtheilen, die über die Kirche und ihre Träger gefällt werden, etwa auf die irreligiöse Gesinnung des Zeitalters zu schließen. Auch mit der größten Mühe wird man Spuren der letzteren im Schoße des Pariser Volkes nicht entdecken. Mit welcher innigen Freude zog es nicht seinem Könige, dem heiligen Ludwig, entgegen, als der-

selbe barfuß, in eine einfache Tunika gehüllt, die um einen hohen Preis vom oströmischen Kaiser erworbene Partikel des heiligen Kreuzes durch die Straßen von Paris trug, um sie in der prunkvollen heiligen Kapelle in seinem Palaste niederzulegen. Wie regt sich nicht überall, auch in den Gesängen der Jongleure, der lebendige Glaube an die Macht und die Herrlichkeit der Madonna! Dagegen wird allerdings der Klerus mit einer Feindseligkeit verfolgt, wie wir es kaum in den Zeiten der herrschenden Aufklärung ärger antreffen. Von der römischen Curie bis zu den Bettelmönchen und Beguinen herab wird Alles, was der Kirche dient, durch die Hechel gezogen und namentlich die Blößen der verschiedenen Orden mit offenbarer Spottlust aufgedeckt. Frankreich, heißt es bei Rutebeuf, was hat es von seinem Gehorsam gegen Rom, als daß ihm die Wolle desto öfter geschoren wird?[244] Von Rom stammen alle Laster, die Habsucht und die Simonie; die Bestechung ist der wahre Schlüssel, welcher die Pforten der römischen Curie öffnet.[245] Die Prälaten führen nur Krieg mit Wein und Braten, das ist ihr Gott, ihr ganzes Leben[246]; die Kanoniker thun das Gleiche und halten sich an die gespickten Börsen. Wenn sie für das Messelesen nicht bezahlt würden, wie oft würde man sie wohl vor dem Altare stehen sehen? Die Mönche verstehen vortrefflich die Kunst reich zu werden, sie geben nichts und nehmen Alles[247]; schlechter die Kunst zu lieben, denn sie wünschen sich gegenseitig auf den Meeresgrund.[248] Von den einzelnen Orden wird nicht viel Besseres behauptet. Die Beguinen tragen zwar ein geistliches Kleid, aber unter

demselben ein arg weltliches Herz.[249] Die Karthäuser und Trinitarier finden noch Gnade vor den Augen des bissigen Dichters, ein desto schlimmeres Schicksal trifft die Dominikaner und Franziskaner, welche durch ihre Kämpfe mit der Universität das Pariser Volk gegen sich aufgebracht hatten. Daß sie gern zur Flasche greifen, ist noch das geringste Verbrechen, das ihnen vorgeworfen wird.[250] Sie bergen gleichzeitig Stolz und Unwissenheit in sich, sie drängen sich in das Familienleben und suchen sich aller Geheimnisse zu bemächtigen[251], sie machen sich zu Testamentsvollstreckern der Wucherer, um ihr Geld an sich zu bringen; wer sie in seinem letzten Willen nicht bedenkt, dessen Seele hat alle Ursache, bange zu werden. Mit ärmlichen Hütten haben sie angefangen, mit prachtvollen Palästen hören sie auf.[252] Es ist auffallend, daß, während der Klerus mit sichtlicher Leidenschaftlichkeit und blindem Hasse verfolgt wird, der Stand der Advokaten, gegen welchen sonst die öffentliche Meinung keine Nachsicht übt, ziemlich glimpflich hinwegkommt. Ihre Bestechlichkeit wird zwar getadelt[253], aber sonst keine Feindseligkeit gegen sie zur Schau getragen. Der Grund dieser verschiedenartigen Beurtheilung ist leicht gefunden. Es regte sich wohl schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Eifersucht zwischen den chevaliers és lois und den chevaliers és armes; bereits unter Ludwig dem Heiligen sahen sich die großen Vasallen und Kronbeamten aus der cour royale durch die einfachen clercs, durch Mönche und Leute des Gesetzes beinahe verdrängt, die milites und die clerici bildeten im Parlamente scharf getrennte, ja

feindliche Parteien.[254] Aber zu einer förmlichen Advokatenherrschaft war es noch nicht gekommen. Hätten wir die öffentliche Meinung nicht im dreizehnten, sondern im vierzehnten Jahrhunderte zu schildern, so würden wir nicht mehr den Klerus, sondern die domini de parlamento als die Zielscheibe des Volkshasses gewahren. Dieser letztere Zeitraum liegt aber bereits außer den Grenzen unserer Betrachtung.

Indem wir Proben vom Denken und Meinen des Pariser Volkes vorlegten, berührten wir vielfach das Gebiet geistiger Bildung. Unwillkürlich drängt sich da die Frage nach den Wurzeln derselben auf. Aus welchen Quellen schöpften die alten Pariser ihre Vorstellungen, nach welchen Mustern regelten sie ihre Gedankenkreise? Auch wenn wir nichts von der Kraft der sinnlichen Anschauungen im Mittelalter wüßten, keine Kenntniß besäßen von dem Lehrzwecke, welcher bei bildlichen Darstellungen mit in den Vordergrund gestellt wurde, und nicht anderweitig erfahren hätten, daß das lebendige Wort das wichtigste Organ der Unterweisung bildete: so würde schon der einfache Umstand der überaus hohen Bücherpreise alle Gedanken an eine ausgedehnte Lektüre, an die moderne Weise, sich in den Besitz einer gewissen Bildung zu setzen, verwehren. Wie wäre eine Verbreitung der Bücher in weiteren Kreisen möglich gewesen, wenn ihre Kosten auf viele Hunderte von Franken, auf 4 bis 6 livres stiegen, wenn Einband und Verzierung derselben schon ein kleines Vermögen in Anspruch nahm.[255]

Bücher zu lesen, Büchersammlungen zu errichten, lag nicht in den Gewohnheiten des alten Pariser Bürgerthums;

wäre dieß der Fall gewesen, so hätten auch die 40,000 Kopisten, welche Frankreich im dreizehnten Jahrhunderte zählte[256], bei aller Fingerfertigkeit das Bedürfniß nicht befriedigt. Ihre Thätigkeit wurde vorzugsweise von den Klöstern und gelehrten Stiftungen in Anspruch genommen, in welchen übrigens die Leselust schon frühzeitig auch auf weltliche, namentlich klassische Schriften sich erstreckte. Wir besitzen das Inhaltsverzeichniß der Büchersammlung, welche das Kloster S. Père in Chartres im eilften Jahrhunderte besaß, und finden die Mehrzahl der angeführten vier und neunzig Schriften allerdings dem religiösen Gebiete angehörig, stoßen aber unter Anderen auch auf Annaeus Florus, Juvenal und Ovid und bemerken neben Beda, Boethius und Cassiodor auch das Geschichtswerk Gregors von Tours und „versus de Carolo Magno“.[257] Ueber die Pariser Bibliotheken im dreizehnten Jahrhunderte liegen uns natürlich nur unvollständige Nachrichten vor. Die Büchersammlung, welche der heilige Ludwig in der Sainte Chapelle angelegt hatte, wurde nach seinem Tode zerstreut; sie war nicht die einzige, schwerlich auch die ausgedehnteste Bibliothek, welche Paris in jenem Zeitalter besaß. Auch die Notredame-Kirche, die gelehrten Abteien S. Geneviève, S. Victor, die pauvres maitres der Sorbonne wiesen beträchtliche Bücherschätze auf und selbst der Orden der heil. Catharina im Val des Ecoliers hatte trotz seines kurzen Bestandes einen Schrein mit dreihundert Schriften gefüllt.[258] Ihr Inhalt wird uns aus zahlreichen Testamenten ersichtlich, in welchen Bücherschenkungen vorkommen[259], und die Bücher-

titel genau angegeben werden. Glossirte und nicht glossirte biblische Bücher, die Schriften der Kirchenväter, Predigten, scholastische Werke, Streitschriften gegen Juden und Ketzer bilden den Kern dieser Sammlungen.[260] Das liegt in der Natur der Sache und kann uns, wenn wir die Richtung der Pariser Gelehrsamkeit im dreizehnten Jahrhunderte erwägen, nicht Wunder nehmen. Gab es aber auch in den Palästen der weltlichen Großen Büchersammlungen, und zeigten auch diese die kirchliche und scholastische Wissenschaft in der Mehrzahl ihrer Werke vertreten? Wir können nicht gerade aus dem dreizehnten Jahrhunderte Belege anführen, aber hart an seiner Grenze, im Anfange des nächsten Zeitraumes angelegte Bücherverzeichnisse weltlicher Bibliotheken liegen uns vor, die auch für das eben vergangene Zeitalter gelten können und uns darüber belehren, daß in diesen Sammlungen die Schriften belletristischen Inhalts und solche, die in der Landessprache geschrieben waren, vorherrschten. Seit der Regierung des heiligen Ludwig war das Französische auch die Urkundensprache geworden, es hatte, wie an Ansehen, so auch an innerer Ausbildung gewonnen. Eine reiche Literatur, lebendig in den Gedanken, anziehend in der Form, zumeist für Laien bestimmt, begann ihre Entwicklung, ihr vor Allem war auch in den Sammlungen der Großen ein weiter Raum angewiesen. Wir stoßen ausnahmsweise auf eine lateinische Chronik, selbst die Bibel wird hier in die Landessprache übersetzt gelesen. Gelehrte Werke finden keinen Platz, desto reicher erscheint die Romanliteratur vertreten. Es fehlt nicht die Schil-

derung von Reinekes listigen Streichen und Tristans kecken Aventüren. Auch die religiösen Schriften, welche sich vorfinden, tragen einen poetischen Anstrich, und werden in der Form von Legenden vorgezogen. Selbst Reisebeschreibungen haben bereits Eingang gewonnen und Werke unmittelbarer Zeitgenossen das Recht, gleich den überlieferten Schriften sorgsam verwahrt zu werden, sich errungen.[261]

Die Schranke, welche wir zwischen der zünftigen Gelehrsamkeit und der weltlichen Bildung gezogen gewahren, trennt die Wirksamkeit der Pariser Universität von dem städtischen Leben überhaupt. Die erstere hatte zwar im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts manche Einbuße erlitten. Der Kampf mit den Mönchsorden hatte einen schlimmen Einfluß nicht allein auf die wissenschaftliche Thätigkeit, die seitdem dem Ausdrucke persönlicher Leidenschaften nicht unzugänglich blieb, sondern auch auf die Frequenz der Schulen geübt. Ohnehin hatten sich in den beiden Rechtsschulen von Orleans und Angers und den Universitäten von Montpellier und Toulouse nicht ungefährliche Nebenbuhler der Pariser Universität erhoben, welche sich den Wettstreit noch durch die Einengung ihres Lehrplanes gewaltig erschwerte. Die Unterweisung in den sieben freien Künsten hörte im dreizehnten Jahrhunderte völlig auf, Logik und Grammatik waren die einzigen Disziplinen, welche neben der scholastischen Philosophie gelehrt wurden. Trotzdem bestand die Blüthe und der hohe Ruhm der Pariser Universität unversehrt; noch immer konnte sich dieselbe wie im Zeitalter Philipp Augusts[262] mit Athen

und Alexandrien messen und ihren Vorrang vor allen verwandten Anstalten als das Haupt der europäischen Wissenschaft behaupten. Aber die Pariser Bürgerschaft wurde durch die Vorgänge im Schoße der Universität nicht berührt, auf das eigentliche städtische Leben nahmen die Wandlungen der Wissenschaft, die Kämpfe der Scholastiker keinen Einfluß. Die Bürger und Laien stellten sich zwar, als sie von dem zwischen der Universität und den Mönchen ausgebrochenen Streite hörten, auf die Seite der ersteren[263], sie kamen auch nicht selten mit den clercs in unangenehme Berührungen und kämpften mit denselben blutige Händel aus, niemals gelangten sie jedoch zu einem näheren, organischen Verhältnisse, wie sich übrigens aus dem abstrakten Geiste der mittelalterlichen Wissenschaft von selbst ergibt. Auch das geringe Maß von Gelehrsamkeit, welches im gewöhnlichen Leben Brauchbarkeit besaß, und wie die Arzneikunde in leiblichen Nöthen geschätzt wurde, hatte der Universität wenig zu danken. Ja, es entsteht die Frage, ob die Arzneikunde, wie sie damals getrieben wurde, überhaupt auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhob. In den Fällen, wo theologische und medizinische Studien von einer Person gleichzeitig getrieben wurden, können wir es zugeben. Und solche Fälle waren nicht selten, wie wir z. B. wissen, daß Roger de Provins ebensowohl Beichtvater wie Leibarzt des heil. Ludwig war, was freilich nicht hinderte, daß der König während seiner Krankheit schlecht beobachtet, beinahe lebendig wäre begraben worden.[264] In den niederen Kreisen scheint man in dieser Hinsicht eine größere Genügsamkeit geübt und

nur Erfahrung von dem Heilkünstler verlangt zu haben, was schon daraus hervorgeht, daß beinahe der dritte Theil der in Paris mit der Heilung von Krankheiten beschäftigten Personen dem weiblichen Geschlechte angehörte.[265]

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die gelehrte Wissenschaft des Mittelalters und das unmittelbare Volksleben keineswegs ununterscheidbar in einander fließen, können wir mannigfache Kundgebungen des mittelalterlichen Kulturlebens, welche in der ersteren ihre Wurzel haben und mit den Bestrebungen der Pariser Universität zusammenhängen, nicht sofort auf den Pariser Lokalgeist zurückführen. Wenn wir z. B. die tausend und tausend Gestalten betrachten, welche die Portale der gothischen Dome bedecken, die Strebepfeiler des Außenwerkes zieren, den Säulen vortreten, so staunen wir über die Einheit und Klarheit der Gedankenfolge, welche sich in diesen plastischen Gebilden ausspricht. Sie sind nicht ohne Anspruch auf Gelehrsamkeit geschaffen, häufig mehr nach einem wissenschaftlichen als künstlerischen Prinzipe zusammengestellt und geordnet. Wir schauen daselbst die ganze Geschichte der Kirche, die vorbereitenden Thaten des biblischen Alterthums, das Leben Christi und die Schicksale der gläubigen Gemeinde bis zum jüngsten Gerichte. Sinnreiche Allegorien führen uns die Lehren des Christenthums zu Gemüthe, die Schilderung dehnt sich auf den Thierkreis und Kalender aus, zeigt uns das Landleben und die gewerbliche Thätigkeit in Bildern und vergißt nicht neben den Tugenden auch die Wissenschaften und freien Künste und auch deren Vertreter, wie sie die gleichzeitige Wis-

senschaft kannte[266], zu verherrlichen. Die Komposition dieser an den nordfranzösischen Kathedralen überall wiederkehrenden Bilderkreise läßt sich mit einem Spiegel der Welt und der Natur vergleichen, die Vorliebe für die encyclopädische Schilderung, die Neigung zur Allegorie, die oft auf Kosten der Phantasie vortretende gelehrte Färbung mit der wissenschaftlichen Richtung jenes Zeitalters in eine auffallende Uebereinstimmung bringen. Es wäre kein Fehlgriff, wollten wir in den Lehren, welche auf der Pariser Universität die Herrschaft errungen hatten, die Wurzeln dieser künstlerischen Thätigkeit aufsuchen. Wohl aber könnte man uns der Uebertreibung zeihen, wenn wir weiter giengen und in dem lokalen Wesen von Paris jene Phantasierichtung begründen wollten, ja, was schlimmer wäre, man könnte uns die Thatsache entgegenhalten, daß die Pariser Bürger des dreizehnten Jahrhunderts bereits die unendlich reich gegliederten Bilderkreise nicht mehr mit ihrem Verstande durchdrangen und für die alten heimischen Herrscher, für Merovinger und Carolinger z. B., die Gestalten nahmen, welche im Sinne des gelehrten Bildners die jüdischen Könige vorstellen sollten. Mit derselben vorsichtigen Einschränkung müssen wir auch an die Erklärung der großartigen Blüthe der christlichen Kunst im nördlichen Frankreich schreiten. Wenn der Forscher des mittelalterlichen Lebens dem vielbesungenen Zeitalter des Perikles die Regierungsperiode des heiligen Ludwig als ebenbürtig gegenüberstellt und mit Stolz in derselben die klassische Vollendung der christlichen Kunst feiert; wenn er ferner im nörd-

lichen Frankreich diejenige Landschaft erblickt, in welcher sich die mittelalterliche Bildung am reinsten und reichsten verkörperte: so sind wir gewiß am meisten davon entfernt, ihn eines Irrthums zu beschuldigen. Er irrt nicht, wenn er Paris an dieser Kunstbildung in hervorragender Weise theilnehmen, vom Pariser Weichbilde die gothische Architektur emporsteigen läßt. Für ihn sprechen nicht allein bekannte allgemeine Thatsachen, sondern auch die ungemein reiche Baubewegung in Paris im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts. Beinahe alle Pariser Kirchen, von welchen wir Kunde haben, wurden im dreizehnten Jahrhunderte neu gebaut oder erfuhren wenigstens einen Umbau.[267] In Bezug auf die älteren Werke erwies sich dasselbe in dem gleichen Grade unduldsam, wie das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinsichtlich aller Schöpfungen des Mittelalters. Zu weit wäre es jedoch gegangen, aus den Pariser Lokalverhältnissen das Wunderwerk der gothischen Architektur erklären zu wollen. Es hilft nichts, wenn man zu der neuerdings wieder vielfach beliebten Ansicht seine Zuflucht nimmt und die Begründung der gothischen Baukunst mit der Kommunalbewegung im nördlichen Frankreich, mit der Emanzipation des Bürgerthums in Verbindung bringt. In hohem Grade wird man von der Thatsache überrascht, daß die Baujahre der meisten nordfranzösischen Kathedralen den Jahren, in welchen die städtische Charte erobert oder bestätigt wurde, hart auf dem Fuße nachfolgen.[268] Gewiß hat auch der Aufschwung, welchen die Städte nahmen, wesentlich zur raschen Ausbreitung des neues Styles beigetragen, die Begeisterung,

welche in den freigewordenen Kommunen entfesselt wurde, den Muth zum Erfassen der kühnsten Baugedanken und zum Entwurfe riesiger Werke eingeflößt. Wenn auch diese Wechselbeziehung die volle Wahrheit in sich schlösse und die Gothik als der künstlerische Ausdruck der Kommunalbewegung angesehen werden müßte, so würde Paris doch nichts an Ruhm dadurch gewinnen. Denn Paris besaß keine Charte [269], die Pariser Verfassung bildete sich stufenmäßig und ziemlich ruhig aus romanischen und germanischen Grundlagen aus, und ließ das munizipale und feudale Element in der eigentlichen Stadt und in den Vorstädten neben einander bestehen. [270] Es liegt aber in jener Behauptung nur eine halbe Wahrheit. Man muß sich auf einen höheren Standpunkt stellen und einen weiteren Kreis überschauen, um die Entwicklung der mittelalterlichen Kunstweise zu ergründen; sie ist nicht der einen, nicht der anderen Wurzel ausschließlich entsprungen, sondern wird von allen Bestrebungen des Mittelalters gemeinsam getragen. Das alte Paris bedarf übrigens keines usurpirten Ruhmes. So wie wir es schauten in seinen einfachen sozialen Verhältnissen, trat es uns groß, reich und überaus anziehend entgegen. Es lebte und war vor 600 Jahren anders als heutzutage, durfte aber nicht minder wie die moderne Riesenstadt den Anspruch auf den Titel einer Hauptstadt Europas erheben, und sich rühmen, daß es das Herz der Menschheit in jenen Tagen in sich schloß und den wahren und rechten Mittelpunkt der gleichzeitigen Bildung und alles geistigen Lebens überhaupt abgab.

Anmerkungen und Belege.

1. Sauval (histoire et recherches des antiquités de la ville de Paris. III. 234) führt den Ausspruch Kaiser Sigismunds an, dieser habe in Frankreich eine Welt, eine Stadt und ein Dorf, alle gleich bewunderungswürdig gefunden. Unter der Welt verstand er Paris, unter der Stadt Orleans, unter dem Dorfe Poitiers. Aehnliches wird Karl V. in den Mund gelegt. Auf die Frage nach der größten Stadt Frankreichs nannte er Rouen; denn Paris ist „ein ganzes Land." Daß die einheimischen Lobsprüche in viel größerer Zahl und ebenso kräftig gefärbt vorhanden sind, bedarf kaum der Versicherung. Wir könnten mit Hilduin und Adrevald (IX. Jahrh.), welcher Paris als regum divitiae et emporium populorum (de Miraculis S. Benedicti) preist, anfangen und bis auf den Cardinal von Narbonne im XVI. („Civitas Parisiensis mundi magis quam civitatis speciem refert" in den Statuten des Collége Narbonne vom Jahre 1544) und auf den prevost des marchands im XVII. Jahrh. herab, der eine Schweizer Gesandtschaft ruhmredig in der ersten Stadt Europas begrüßt (Felibien, hist. de Paris, V. 489), aus jedem Jahrhunderte Stimmen der Bewunderung anführen; wir begnügen uns jedoch gern mit zwei Zeugnissen aus dem Zeitalter, dessen nähere Betrachtung uns hier obliegt. Der Dichter des noch später zu erwähnenden Lendit rimé aus dem XIII. Jahrh. singt:

(v. 83) Premier est Paris amenteue
Qui est du monde la meillour.

Ebenso versichert der Chronist Godefroy de Paris, die englischen Gäste, welche der Feier des Ritterschlages, dem ältesten

Sohne Philipps des Schönen 1313 in Paris ertheilt, beiwohnten, hätten kaum glauben können:

(v. 5447) Que tant de gent riche et nobile
Povist saillir de une ville.

2. Olim, II. 348. Zum J. 1292: Episcopus habet precium suum ad panerum piscis vel ad summam.

3. Museum Cluny: autels gallo-romaines. No. 1—4. Der mit No. 2 bezeichnete, verstümmelte Altar trägt folgenden Weihespruch:

TIB. CAESARE
AVG. IOVI OPTVMO
MAXSVMO · (ara) M
NAUTAE. PARISIACI
PVBLICE .POSIERVNT.

4. Eine Charte Ludwigs VII. vom J. 1170 bestätigt die Privilegien, welche die marchands de l'eaue de Paris „ab antiquo" zu besitzen vorgeben. Ordonnances des Rois, II. 432. Die erste amtliche Erwähnung der Pariser Handelskorporation finden wir in einer Charte Ludwigs VI. vom Jahre 1121. Felibien, t. I. p. XCV.

5. Als Beispiel aus dem XIII. Jahrh. führen wir Olim I. 572 an: Quidam mercator Hispanus adduxerat ficus et alias merces per Sequanam etc.

6. W. Wackernagel sagt bei Gelegenheit der Mittheilung eines altdeutschen Gedichtes: die zwölf Meister von Paris in Haupts Zeitschr. f. d. Alterth. IV. 496 über den wissenschaftlichen Ruhm des alten Paris: „Unter den hohen Schulen des Mittelalters genießt auch bei deutschen Autoren der Zeit die größte und älteste der theologischen, die zu Paris, eines fast sprichwörtlichen Ruhmes. Wo Universitäten zu nennen sind, darf Paris nicht fehlen und es pflegt dieser Name vorauf zu stehen; wird im

Gedicht der Name einer theologischen Schule gebraucht, so heißt sie wiederum nur Paris; ja man geräth damit so in das Sagenhafte, daß im Kriege auf der Wartburg Walther sich rühmt, zu Paris, Constantinopel und Babylon studiert zu haben."

7. Capitularium eccl. Notre-Dame. I. 67. Bulle Papst Innocenz III. vom J. 1207: „ad Civitatem Parisiensem pro sacre pagine disciplina celebris recursus habetur." Das Collége de Constantinople, jenes der Dänen, Schotten u. s. w., sämmtlich im XIII. Jahrh. gestiftet, beweisen die Anwesenheit auch griechischer und nordischer Studenten an der Pariser Universität. Vgl. Hist. littér. de la France, XVI. 53. und 141.

8. Auf Veranlassung Ludwig des Heiligen und auf das Gerücht hin, der moguliſche Großkhan habe sich zum Christenthume bekehrt, wagte der Franziskaner Ruisbroeck 1253 die Reise nach der Tartarei, wo er auf den französischen Goldschmied stieß und dessen Werk, einen silbernen Baum von vier Löwen getragen, bewunderte. S. Bergeron, Voyages faits principalement en Asie dans les XII—XV siècles etc. / La Haye, 1735.

9. Raymond Montanero, ein spanischer Schriftsteller, versichert, in seiner Zeit, d. h. am Ende des XIII Jahrh., habe man in Morea, in Athen eben so gut französisch gesprochen, als in Paris. Hist. littér. XVI. 159. Die Sitte der Vornehmen, in ihr Gefolge Franzosen aufzunehmen, welche die Söhne und Töchter in der höfischen Sprache unterrichten mußten, erwähnt der Minstrel des Herzogs Heinrich III. von Brabant: Adenez li Rois (geb. 1240). Selbst Italiener zogen noch in dem Zeitalter, welches Dantes schöpferischem Wirken unmittelbar voranging, das Französische ihrer heimischen Sprache vor. „Se aucun demandoit", sagt Brunetto Latini in seinem Trésor, „pourquoi chis livres est écrit en „Roumans pour chou que nous sommes ytalien, je diroie, que „ch'est pour chou que nous sommes en France et pour chou,

„que la parleure en est plus délitable et plus commun à „toutes gens.“ Auch Martino da Canale rechtfertigt sein Unternehmen, Venedigs Geschichte französisch zu schreiben (im J. 1275) mit dem Grunde: „la lengue françoise cort parmi le monde et est la plus délitable à lire et à oir que nulle autre.“

10. Daß der fremde Taubstummgeborene am Grabe des h. Ludwig nicht die Gabe in seiner eigenen, sondern in der französischen Sprache zu reden erhielt (Guillel. Carnot et Gauffr. de Bello Loco, vita s. Ludovici in acta Sanctorum z. 25. Aug.), und im Parzival (744, 25) Feirefiß, der kühne Fürst der Heiden, französisch versteht, bezeugt, wie nahe diese Sprache in der Meinung der Leute der absoluten Weltsprache stand. Wäre dieser Glaube nicht vorhanden gewesen, so hätte auch Wolfram von Eschenbach im Willehalm (237, 3) nicht über sich selbst spotten können:

Herbergen ist leschiern genant,
sô vil hân ich der sprâche erkant,
ein ungefüeger Tschampâneys
kunde vil baz franzeys
dann ich, swiech franzeys spreche.

In Frankreich selbst galt damals wie heutzutage das Pariser Idiom als das beste. Der Fortsetzer des Romanes von der Rose: Jean Clopinel von Melun im Orléanais glaubt daher wegen seiner Unkenntniß desselben sich entschuldigen zu müssen:

Si m'excuse de mon langage,
Car ne suis pas de Paris
Ne si cointes que Paris.

11. Freunde des Alterthums müssen nach der rue Hautefeuille pilgern, um sich zu überzeugen, daß das alte Paris noch nicht völlig ausgestorben sei. Aber auch von den hier noch vorhandenen Erkerhäusern reicht nur ein einziges in das XV. Jahrhundert zurück. Giebelhäuser kommen sonst noch in der rue S. Honoré, im Quartier S. Germain l'Auxer-

rois, in der rue de la Harpe u. s. w. vor, das eigentliche Mittelalter ist hier jedoch so wenig vertreten, als im Marais, wo sich noch einzelne Hôtels aus der Zeit Ludwigs XIII. erhalten haben. Was will das gerühmte Alterthum der place royale und der place Dauphine bedeuten, da doch kein einziges Bauwerk über das XVII. Jahrhundert hinausgeht. Welche Fülle geschichtlich denkwürdiger Bauwerke noch alljährlich dem leidigen Straßenliniersysteme geopfert wird, ersieht man am deutlichsten aus den im Journale le Droit veröffentlichten Expropriationsakten.

Das erste Beispiel einer abstrakt symmetrischen Straßenanlage in Paris ist die place royale, eine Schöpfung Heinrichs IV. Hier erhob sich seit dem XIV. Jahrh. das berühmte hôtel des Tournelles mit zahlreichen Gärten, Galerien, Kapellen, mit dem Labyrinthe u. s. w. Karl IX. ließ den Bau nach dem hier erfolgten Tode seines Vaters abbrechen, Heinrich IV. an dieser Stelle einen regelmäßigen Platz abstecken, dessen Seiten von einer streng symmetrischen Architektur (144 Arkaden) eingefaßt werden. Die place royale eröffnet die Reihe der einförmigen, nicht nach dem Bedürfnisse, sondern nach einem abstrakten Schema abgesteckten Straßenanlagen. Es nimmt der nüchterne kalte Amtsbaustyl seinen Anfang, welcher mit der Mannigfaltigkeit auch das Leben aus der Architektur vertreibt, seine Schöpfungen den numerirten Menschen in Sibirien ähnlich macht, übrigens, wie die rue Rivoli beweist, erst in unseren Tagen seine höchste Blüthe erreichte. Mit Heinrich IV. theilt der Begründer der modernen Monarchie, der große Cardinal die Vorliebe für architektonische Planmacherei. Die glänzendsten Projekte beider Männer blieben aber unausgeführt, sowohl die von Richelieu entworfene place ducale (hinter seinem Palaste), wie die im weiten Halbkreise gezeichnete place de France, gegenüber der place du Calvaire. Ein mächtiges Thor, porte de France, auf beiden Seiten von einem corps de logis begrenzt, sollte den Hintergrund bilden, acht Straßen, nach den Hauptprovinzen genannt, in den

Platz einmünden. Diese wären wieder von acht concentrisch laufenden, nach den kleineren Gouvernements getauften Nebenstraßen durchschnitten worden. Die einförmigste Regel erstreckte sich bis auf die kleinsten Pavillons, Erker und Thürmchen. Doch, wie gesagt, dieser für die Geschichte moderner Bildung nicht unwichtige Plan kann nur auf Poinsarts Rissen geschaut werden: die Ausführung verhinderte Heinrichs IV. vorzeitiger Tod. Daß ein Zeitalter, welches solchen Neigungen huldigte, der Erhaltung älterer, einem entgegengesetzten Geiste entsprungener Denkmäler nicht günstig gesinnt war, läßt sich nicht abläugnen. Doch kommt der Abbruch eines Bauwerkes ohne eine folgende Wiederherstellung erst seit der Revolution als Regel vor. In den früheren Zeiten gibt gewöhnlich die Nothwendigkeit der Erweiterung das Recht zur Zerstörung. Jene Kirchen des Mittelalters, welche vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhunderte niedergerissen wurden, erblicken wir unmittelbar darauf in größerem Maßstabe, wie es das Bedürfniß verlangte, emporgerichtet, so die Kirchen S. Eustache, S. Gervais, S. Josse, S. Merry, S. Jacques du Haut-pas, S. Etienne du Mont, S. Médard, S. Sulpice u. a., während die seit der Revolution zerstörten spurlos verschwunden oder wenigstens für eine andere Bestimmung zugeschnitten sind.

12. Die wichtigsten Quellen für die Erkenntniß der Pariser Zustände im XIII. Jahrhunderte sind: Philippidos libri XII von Guillaume le Breton in der großen Sammlung der Historiens de France, t. XVII. p. 117—287; le livre des métiers d'Etienne Boileau; le Rôle de la Taille, imposé sur les habitants de Paris en 1292; Cartulaire de l'église Notre Dame de Paris; les Olim, ou registres des arrêts rendus par la cour du Roi, alle vier Werke in der Collection de documents inédits sur l'histoire de France mit Umsicht und großer Sachverständniß veröffentlicht. Natürlich mußten das große Werk der Ordonnanzen der französischen Könige und die Geschichtschreiber aus dem Zeit-

alter des h. Ludwig, namentlich Joinville mit dem Commentare von Ducange vielfach zu Rathe gezogen werden. Zur Vergleichung dienten der Dictionarius magistri Johannis de Garlandia aus dem XI. Jahrhunderte (dem Abdrucke der rôle de la taille als Anhang beigegeben), welcher in der Weise des bekannten orbis pictus auch Pariser Zustände bespricht, dann die taille de Paris vom J. 1313, von Buchon in der Collection des Chroniques nationales t. IX. publizirt; Tractatus de laudibus Parisius, von einem Bewohner von Senlis 1323 geschrieben (Mnsc.), und description de la ville de Paris au XV. siècle par Guillebert de Metz herausg. von Le Roux de Lincy, in welcher letzteren Beschreibung die Angaben des Raoul de Presles über Paris am Schlusse des XIV. Jahrh. (aus dem Commentare zur Cité de Dieu l. V. c. XXV) reproducirt werden. Von großem Werthe sind ferner die Reimgedichte: le dit des rues de Paris, les crieries de Paris, les Moustiers de Paris, le dit du Lendit in der Ausgabe der fabliaux et contes par Barbazan und Méon; le dit d'un Mercier in Proverbes et dictons populaires publiés par Crapelet; les ordres de Paris, les ditz de l'université de Paris, des Jacobins, des Cordeliers, des Béguines von Rutebeuf (édition de Jubinal); die Reimchronik von S. Magloire u. A. Von Geschichtswerken über Paris wurden berücksichtigt: Sauval, histoire et recherches des antiquités de la Ville de Paris, 1724; Felibien, histoire de la ville de Paris, 1725; Leboeuf, histoire du diocèse de Paris, 1754; Lenoir, Statistique monumentale de Paris, 1842; Guilhermy, Itinéraire archéologique de Paris, 1855 und andere am betreffenden Orte angeführte Werke und periodische Schriften. Von deutschen Schriftstellern hat B. Stark in seinem inhaltreichen Buche: Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich (Jena, 1854) einen Gang durch das alte Paris (S. 314 ff.) in anziehender Weise geschildert.

13. Die Behauptung, daß das römische und altfränkische Paris, nachdem es seiner Inselwiege entwachsen war, nur auf dem linken Seineufer sich ausdehnte, kann zwar im Angesichte der Ausgrabungen auf dem entgegengesetzten Ufer nicht nach dem strengen Wortlaute genommen werden. Die Gräberfunde hinter dem Hôtel de ville, am Thurme S. Jacques, im Garten des Palais royal, und namentlich in der Richtung gegen den Montmartre, die Straßenspuren in der rue Rivoli, die Wasserreservoire im Palais royal beweisen die Ausbreitung römischer Cultur auch im Norden der Cité (vgl. Itin. archéol. p. 5). Aber steht schon an sich, auch aus militärischen Gründen die größere Wichtigkeit der städtischen Anlage südlich von der Insel fest, beweisen ferner das Standlager an der Stelle des jardin du Luxembourg, die Töpfereien am Pantheon, das Amphitheater (clos des Arènes im XIII. Jahrh.) im Quartier S. Victor, die Nekropole am Abhange von S. Geneviève, der Palast Kaiser Julians und Valentinians (palais des Thermes), daß die römische Stadt hier ihren Mittelpunkt hatte: so spricht auch der Zug der ältesten Stadtmauer am rechten Ufer, von welcher wir Kunde haben, von dem grand Chatelet (porte de Paris) bis zur rue neuve S. Mérry, wo sich ein Thor unter dem Namen l'Archet Sainte Mérry erhob (Mém. de l'Acad. des Inscr. et Belles-lettres XX, 482) und von da wieder bis zur porte Baudéer (gegenwärtig place Baudoyer) für den geringen Umfang des nördlichen Stadttheiles noch im Anfange unseres Jahrtausends.

14. Die Ringmauer des K. Philipp August durchschnitt den bourg St. Germain, berührte den bourc l'Abbé und schloß den biau-bourc und bourc Tybout vollständig ein, verwandelte sie sämmtlich in Pariser Gassen. Sauval (l. II. p. 115) bestreitet die Ableitung des Namens bourc von ehemaligen Flecken, welche später zum Weichbilde der Stadt gezogen wurden, und meint, jene Gassen seien nach Familiennamen benannt worden. Das Vorkommen gleichlautender Familiennamen kann nicht abgeläugnet werden. In

der taille v. 1292 kommt eine „Dame Érembourc de St. Lorenz“ mit 4 livres 12 s. besteuert vor, Sauval führt (aus späterer Zeit) einen Henri Bourg-Thibault, einen Guillaume Bourglabé an. Abgesehen davon aber, daß die entgegengesetzte Ableitung dieser Familiennamen von jenen Ortsnamen viel wahrscheinlicher lautet, so beweist die Lage der bourgs außerhalb der ältesten Umfassungsmauern, dann die Worte im arrêt der cour du Roi v. J. 1300: „in vico Parisiensi, qui dicitur Burgus Thiboudi“ (Olim, II. 450) die Richtigkeit unserer Angabe. Es muß ferner bemerkt werden, daß es in der taille v. J. 1292 wie in dem dit des rues de Paris in der Regel heißt: bourc-l'Abé, biau-bourc, bourc-Tybout und nur ausnahmsweise rue du bourg-Tybout u. s. w. Als der Ursprung dieser Flecken und die Bedeutung des Namens burgus in Vergessenheit gerieth, wurde erst die Benennung rue du bourg etc. heimisch, gerade so wie z. B. in Bonn die ehemalige Brücke, die auf den Markt führte, in Brückenstraße umgetauft wurde. Wie auch im Süden der Stadt die selbständigen Ansiedlungen (villae) Paris immer näher rückten, beweist, daß die Pariser die Bewohner von S. Marcell und S. Germain-des-Prés zur Theilnahme an den städtischen Lasten aus dem Grunde herbeiziehen wollten, „predictas villas esse de suburbiis ville Parisiensis.“ (Olim II. 411.)

15. Gregor v. Tours, Gesta Franc., VI. 25: „Tantam inundationem Sequana Matronaque circa Parisios intulerunt, ut inter civitatem et basilicam Sancti Laurentii (Faubourg S. Martin) naufragia saepe contingerent.“

16. In der Frankenzeit (Greg. v. Tours, Gesta Franc., VIII. 33) wohnten die Kaufleute im südlichen Stadttheile: Vidi per somnium a Basilica S. Vincentii venientem virum inluminatum tenentem manu cereum et domos negociantum ex ordine succendentem. Auch die Juden hatten sich hier, wie die Lage ihrer Friedhöfe am Thermenpalaste und in der Nähe von S. Julien-le-Pauvre beweist, angesiedelt. Nach der Rolle vom J. 1292 dagegen lebt die Mehr-

zahl der Lombarden, der Wechsler und Bankhalter schon am rechten Ufer (von 173 Steuerpflichtigen, welche an die Spitze der Rolle: „ce sont les Lombarz“ gestellt werden, entfallen 102 auf das rechte, 37 auf das linke Seineufer, 34 wohnen in der Cité), und auch das Judenquartier befindet sich nach derselben Urkunde auf der rechten Seite (in der Nähe von St. Merry und Ste. Croix). In der Cité liegt zwar la Juiverie, sie wird aber nicht mehr von Juden bewohnt; s. taille v. J. 1292, p. 142.

17. Nach dem dit des rues de Paris zählte die Stadt 310 Straßen (nach der taille v. 1292: 352 Straßen, 10 Plätze, 11 carrefours; nach Guillebert de Metz im XV. Jahrh. 410 Straßen). Von diesen entfallen auf die Cité 36, auf die Université 80, auf die Ville 194. Da Guillebert de Metz (p. 74) gerade so viel in der Ville oder basse partie zählt, die Cité in Folge des abgeschlossenen Terrains eine merkliche Erweiterung der Straßenanlagen nicht duldet, so hat offenbar im Laufe des XIV. Jahrh. das Verhältniß zwischen den beiden Ufern sich verkehrt und das linke die größere Zunahme an Bevölkerung erfahren.

18. Die Berechnung geschah in folgender Weise:

102 Lombarden	zahlen:	1080 livres	14 sols.
245 „menues genz“	„	12 „	5 „
die übrigen Bewohner (11326) der 14 Pfarrsprengel	„	8546 „	9 „
11469 Steuerpflichtige	zahlen:	9639 livres	8 sols.

19. Der durchschnittliche Steuerbetrag in der Cité und Université beträgt etwa 14 sols, in der Ville über 16 sols, in den Pfarrsprengeln: S. Germain l'Auxerrois, S. Jean-en-Grève und S. Jacques sogar 20 sols, den sol nach gegenwärtigem Geldwerthe auf fünf Franks 70 cent. angeschlagen.

20. Gegen die unmittelbaren Zeugnisse für die Größe der Pariser Bevölkerung im Mittelalter regt sich insofern ein begründetes Miß-

trauen, als wir die Basis, auf welche sich die Berechnungen stützen, nicht kennen oder die Aussagen ganz allgemein und unbestimmt lauten. Wir legen daher auf Joinville's Versicherung: bei dem Einzuge des heil. Ludwig in Paris im J. 1226 habe die ihm entgegenströmende Volksmenge den Weg bis auf die Entfernung von acht Stunden (depuis Montlhéry jusques à Paris) bedeckt, kein Gewicht und betonen nicht die Angaben des Jean de St. Victor und Godefroy de Paris von funfzig tausend Pariser Bewaffneten, über welche Philipp der Schöne 1313 Musterung hielt. Der Ausruf des Anonymus aus Senlis (c. III): die Häuser von Paris zu zählen hätte denselben Sinn, als wollte man die Zahl der Blätter in einem Walde und die Aehren auf einem großen Felde angeben, besitzt schon wegen seiner Unbestimmtheit keinen Werth. Unter den anderen Wegen, die man einschlagen kann, um die Bevölkerungsziffer zu gewinnen, führt der nächstliegende: von der Zahl der Steuerpflichtigen in der rôle de taille v. J. 1292 auf die Einwohnerzahl zu schließen, in die Irre. Die einzelnen Steuerpflichtigen sind keineswegs Familienhäuptern gleich zu setzen, von der Entrichtung der taille überdieß, wie man aus Beaumanoir, Coutume du Beauvoisis, ch. 50 ersieht, zahlreiche Ständeklassen ausgeschlossen. Eben so wenig darf man den Flächenraum, welchen das alte Paris einnahm, als Grundlage festhalten, diesen mit der Ausdehnung der gegenwärtigen Stadt vergleichen und nach modernem Maßstabe die Summe von Menschen, die auf einer Hektare leben, berechnen, da in dieser Hinsicht keine feste Einheit besteht. Ein einziger, aber vollständig sicherer Weg bleibt offen. Wir kennen die Zahl der Feuerheerde in Paris. Die im dreizehnten Jahrhundert herrschende Meinung, Paris schließe 50,000 Feuerheerde ein (Cart. de Notre-Dame LXXXIV), wird durch eine kürzlich aufgefundene statistische Urkunde vom J. 1328 glänzend bestätigt, in welcher es heißt: „en la ville de Paris et de Sainct Marcel, 35 parroisses et 61,058 feux.“ (Biblioth. de l'école des

Chartes, II. 174). Da die Glaubwürdigkeit dieser Urkunde vollkommen sicher steht, und auch die Durchschnittszahl der Personen, die auf einen Heerd entfallen, nemlich fünf, bekannt ist, so kann man mühelos die Summe der Gesammteinwohner finden. Sie beträgt für das genannte Jahr die Zahl 305,490, und mußte daher im XIII. Jahrh. das zweite Hunderttausend überschritten haben. Vgl. Dureau de la Malle, Mémoire sur la population de la France en XIV. siècle in Mém. de l'acad. des Inscript. XIV. II. 36, wo auch der Nachweis geliefert wird, daß Frankreich im XIV. Jahrh. mindestens die gleiche Bevölkerung (34 Millionen) zählte, wie im gegenwärtigen Zeitalter, und noch günstigere Bedingungen zur raschen Entwickelung derselben besaß als in den letzten Jahrhunderten. Bei den banalen Vorstellungen über den Feudalismus wird Dureau's Beweis freilich nur Wenige überzeugen.

21. Rôle de taille v. J. 1292: Parroisse S. Bartelemi: Janequin, vallet le Roy (p. 135); rue de la Barillerie: Chacéer, vallet le Roy; méson du temple sus Grant-Pont: Guillaume und Rogier, le portier le Roy (p. 137).

22. Rôle de taille v. 1292. S. 135: La rue de la Barillerie. Vgl. Dictionarius Mgr. J. de Garlandia, XXXVII: Aurifabri sedent ante fornaces suas et tabellas super magnum pontem.

23. Zu den baugeschichtlichen Urkunden gehört noch das Preceptum cooperture ecclesie B. M. (Cartulaire de N. D. I. p. 267) v. J. 1123, laut welchem für die Unterhaltungskosten des Daches gewisse Einkünfte angewiesen werden. Es wurde also damals an einen Neubau noch nicht gedacht.

24. Die Cité zählte nach dem Dit des rues 36 Straßen, die Summe der kirchlichen Anlagen betrug, die Ste. Chapelle und die Kirche des Hôtel-Dieu einbegriffen, 20, darunter 12 Pfarren. Gegenwärtig ist die Notredame-Kirche allein dem öffentlichen Gottesdienste geweiht, und außer derselben nur noch die Ste. Chapelle dem reli-

giösen Gebrauche bewahrt; von allen übrigen sucht das Auge die Spuren vergebens. Von den Wallfahrten zu S. Eloi erzählt Le Dit des Moustiers bei Jubinal, Nouv. Recueil etc. II. S. 104.

25. Vgl. Lebeuf, hist. du dioc. de Paris, I. 26; Jaillot, Recherches sur la ville de Paris, I. 41.

26. Die Frage Guilhermy's (Itin. archéol.) nach der Gestalt des Klosters beantwortet das Cartulaire von Notredame ganz deutlich. Wir haben uns unter demselben keinen Kreuzgang von Schlafzellen überbaut zu denken, und dürfen es keineswegs in der Form mit dem eigentlichen Mönchskloster verwechseln. Es bestand aus einer Gruppe von 37 Häusern, war nach außen abgeschlossen, im Innern aber mannigfach gegliedert. Jener Theil des Klosters, in welchem die Schulen gehalten wurden, führte den Namen Tresancia, von Trescens i. e. (nach Roquefort) rentes rachetables, loyer ou prix d'un bail à ferme, biens que les chapitres séculiers sont dans l'usage de laisser à quelques-uns de leurs membres sous la condition, de les bien entretenir. Vgl. Cartul. I. 338. II. 497. 544.

27. Cartul. I. 339: „Discreta providentia tam vener. Stephani, Paris. episc., quam conventus Par. eccl., evitando molestiam et inquietationem claustro inferri, statuendo concessit, ut neque scolares in domibus claustri ulterius hospitarentur, neque in illa parte claustri, que vulgo Tresancie nominantur, deinceps legerent, neque scole haberentur." (De pace reformata etc. c. a. 1121.)

28. Cartul. II. 406: „animalia nociva, inutilia seu jocosa veluti ursos, cervos, corvos aut simias vel hujusmodi in claustro nutriri seu diucius conservari ulterius prohibemus."

29. Rôle v. J. 1292, p. 136 rechte Spalte, p. 137 linke Sp.; Rôle v. J. 1313, p. 152.

30. Alle Siegelgraveure, acht an der Zahl, welche Paris im J. 1292 besaß, wohnten in der rue neuve-Nostre-Dame, am Eingange zum Parvis. Vgl. Rôle, p. 147 l. Sp. und 148 l. Sp.

31. Die Rôle v. J. 1292 zählt 62 Bäcker (talemeliers) und 49 poulaillers in Paris auf. Von diesen treiben 20 Bäcker und 16 Geflügelhändler ihr Gewerbe in der Cité. Die ersteren bewohnen fast ausschließlich die Juiverie (p. 143 l. Sp.), die letzteren sind in der rue neuve N.D., ruelle aus Coulons und rue du sablon, also ganz in der Nähe der Hauptkirche seßhaft. Außerhalb der Cité hatten die Geflügelhändler ihren wichtigsten Vereinigungspunkt am rechten Seineufer hinter dem Chatelet in der rue de la Poulaillerie (Rôle, p. 96 r. Sp.). Vom Wochenmarkte der Bäcker ist die Rede im Statut der Bäcker: Livre des Métiers d'Etienne Boileau, Ausgabe v. Depping, S. 16), vom Geflügelmarkte im Statute der Poulailliers (ibid. S. 179), vom Eier- und Käsemarkte im Livre des Métiers, p. 34.

32. Von den zahlreichen Colléges, deren Spuren noch in der rue de la Harpe, S. Jacques, in der rue de la Montagne-Sainte-Geneviève und anderwärts verfolgt werden können, lassen sich nur sehr wenige in das XIII. Jahrh. zurückführen: die Sorbonne (1252), das Coll. de Calvi, mit der Sorbonne vereinigt, die Coll. der Bernardiner, Mathuriner, Prämonstratenser und der Congrégation von Cluny, jenes des trésorier de N. D. (1269), de Harcourt (1280) und des Cholets (1289). An Alter überragt dieselben die Stiftung des Grafen Robert von Dreux für Armenschüler unter dem Patronate des h. Thomas von Canterbury (St. Thomas-du-Louvre), die schlechte Lage jedoch, vom Mittelpunkte der Pariser Gelehrsamkeit weit entfernt, raubte ihr wie dem Collége des Bons enfants hinter St. Honoré alle Bedeutung. Das Collége der Achtzehner am Parvis N. D. sah sich aus gleichen Gründen gezwun-

gen, seinen Sitz auf das linke Seineufer in die rue de la Sorbonne zu verlegen.

33. Vgl. Historia universit. Paris. autore C. E. Boulaeo. Paris 1665. III. 240 ff. und die Complainte de Guillaume de Saint-Amour und li dit de la descorde de l'Université et des Jacobins von Rutebeuf (Edit. Jubinal) I. 70 und 151.

34. La descorde de l'Université et des Jacobins (V. 37) sagt von den Jakobinern:

L'Université ne si membre
Qu'il ont mise du trot au pas,
Quar tel herberge-on en la chambre
Qui le seignor gète du cas.

35. Vier Lehrer der Pariser Universität hatten sich im Anfange des XIII. Jahrh. in eine Einöde der Champagne zurückgezogen, hier aber bald einen zahlreichen Anhang gefunden und 1219 einen förmlichen Orden gestiftet. Zehn Jahre später wurde der Orden nach Paris verpflanzt, wo ihm ein Bürger auf Antrieb des Jean de Milly, Schatzmeisters des temple, 3 Hufen Landes schenkte und die sergens d'armes des Königs, ein in der Schlacht bei Bouvines abgelegtes Gelübde lösend, die Kirche Ste. Catherine de la Coulture bauten. Die Gedenktafel der Grundsteinlegung hat sich in der Krypta von S. Denys (erste Kapelle links) erhalten.

36. Der Flächeninhalt des Pré aux clercs betrug 30 Morgen; die gegenwärtige rue de l'Université durchzog ihn der Länge nach, in der Quere die rue des Stes Pères und die rue du Bac. Vgl. Revue archéol. 1855, livr. 7.

37. Im J. 1238 verkaufte Jean de Chetenville seinen Weingarten im Clos St. Etienne des Grés an den Bischof Guillaume. In einem Vergleiche zwischen dem Bischofe Odo und dem Abte von Ste. Geneviève vom J. 1200 wird vom Häuserbaue im Clos Mauvoisin (zwischen der rue St. Jacques und der rue Garlande) als einer

möglichen Sache gesprochen. Es wird derselbe der Pfarrei S. Etienne du Mont zugetheilt, „si quando illud habitari contigerit.“ Das Cartulaire von Ste. Geneviève fol. 59 nennt im J. 1202 den Clos Bruneau (hinter der r. des Noyers) vinea de Brunello und wenn es im Dit des rues (v. 100) von demselben heißt: „ou l'on a rosti maint bruliau“, so muß dieß wohl auf das Verbrennen des Rebholzes und der Weinpfähle bezogen werden. Ebendort wird die rue pavée in der Nähe der terre de Laas in folgender Weise charakterisirt:

„En la rue Pavée alé
Ou a maint visage halé.“

Vgl. Sauval, liv. VIII. 377 ff. und Preuves, S. 53.

38. Die Rôle v. J. 1292 zählt 13 enlumineurs auf, von welchen 9 in der Rue Erembourc-de-Brie, 12 in der Université überhaupt wohnten. Obgleich wir nicht im Stande sind, an den Namen eines Einzigen bestimmte Werke zu knüpfen, so wollen wir sie doch nicht in der Vergessenheit lassen. Vielleicht, daß es noch in der Zukunft gelingt, die Spuren von der Wirksamkeit des Einen oder des Anderen zu entdecken. Diese Handschriftenmaler hießen: Raoul, Bernar, Baudouin, Nicolas, Guiot, Honoré, Richart de Verdun, Sire Jehan, Sire Heude, Climent, Gregoire, Courrat und Jehan l'Englois. — Unter den 19 parcheminiers trieben nach der Rôle neun ihr Gewerbe in der Rue aus Écrivains. Alle tailleurs de pierre, welche Paris im J. 1292 zählte, mit Ausnahme von zweien, von 104 Maurern 37, von 36 Kalk- und Gypsbrennern 14, die meisten Inhaber der Steinbrüche (quarriers) hatten sich in der Université angesiedelt.

39. Ueber die Lage der Brücken, welche im Laufe des Mittelalters nach einander errichtet wurden, herrscht gewöhnlich eine arge Verwirrung. Das Folgende, womit auch Berty in seiner Abhandlung über den Pont de change (Revue archéol. 1855. livr. 4) und die

neuesten Ausgrabungen übereinstimmen, dürfte wohl als das Richtige gelten. Die hölzerne Brücke aus den Römerzeiten folgte nothwendig dem Zuge der Römerstraße, die nach Orleans führte, lag also in der Richtung der rue S. Jacques, wich von der Linie des petit pont nicht ab. Daraus folgt, daß sie die Stelle der gegenwärtigen Notredame-Brücke einnahm, welche im Mittelalter den Namen planche de Mibray (demi bras) führte, und aus demselben Materiale wie die alte Römerbrücke bestand. Karl der Kahle, von den Normannenangriffen besorgt gemacht, wollte die Vertheidigungskraft der Stadt heben und baute, da die Römerbrücke diesem Zwecke nicht entsprach, eine neue steinerne Brücke, wie es in seiner Charte (Cart. N. D. I. 244) v. J. 862 heißt: „extra urbem, supra terram monasterii S. Germani suburbio commorantis“, welche gleichfalls grand pont hieß, seit 1141 mit Wechslerbuden besetzt war und nachdem sie bereits im J. 1280 (Chronique von S. Magloire v. 140) arg gelitten hatte, 1296 zusammenbrach. Eine neue Brücke, gleichfalls von Wechslern bevölkert, aber von Holz und auf einer anderen Stelle errichtet, erhob sich seit 1312. Den letzteren Umstand beweist eine Charte Philipps VI. aus dem J. 1330, in welcher er sich gewisse Rechte vorbehält: „reservé à nous et à nos successeurs, que toutteffoiz, que nous ou euls vouldrons reffaire grand pont là ou il soulait estre de pierre anciennement.“ Ja noch mehr: den alten grand pont vertraten seit dem 14. Jahrh. zwei Brücken, der pont aux meuniers und der pont aux changeurs, welche auf der Cité in einem spitzen Winkel (rue St. Barthélemy) zusammenstießen und rechts und links von dem ehemaligen grand pont (in der Richtung von dem Ende der r. St. Barthélemy gegen das Thor des Grand Chatelet gedacht) lagen. Der Pont aux meuniers, später (seit 1599) auch Pont Marchand genannt, gieng 1621 durch Brand unter. Der letztere ergriff auch den Pont aux changeurs und bedingte abermals einen Neubau, welcher die Richtung des P. aux meuniers festhielt, und auf seinem nördlichen Ende,

wie die Ausgrabungen des letzten Jahres bewiesen, die alte Brücke Karls des Kahlen berührte. Das ist der gegenwärtige Pont de Change.

40. Das Vorkommen eines Parloir aux Bourgeois hinter den Jakobinern zwischen der Porte d'Enfer und der P. St. Jacques beweist ein Auszug aus den städtischen Rechnungen v. J. 1366—1368, wo von der „Maison de la Ville, qui est derrière les Jacobins" gesprochen wird, bei Sauval, Preuves 126. Die Grundmauern desselben wurden jüngst bei Gelegenheit des Durchbruches durch die rue Soufflot aufgedeckt. Vergl. Lenoir, Statist. monum.

41. Vgl. die Charte Ludwigs VII. v. J. 1141 und jene Philipp Augusts v. J. 1213 in Felibien, I. S. XCV und XCVIII. Noch im XV. Jahrh. war der Grèveplatz l'estaple des vins, du bois, de charbons, de foing et autres marchandises en nefz, d. h. zu Wasser eingeführter Waaren. Guill. de Metz p. 66.

42. Vgl. Rôle de taille v. J. 1292.

43. Wenn man aus der Rôle v. J. 1292 die verschiedenen Handwerke heraushebt und nach den Quartieren ordnet, so erhält man folgende Verhältnisse:

Paris zählte im Ganzen

22	armeuriers (Verfertiger der gambeson, cote u. s. w.), davon entfallen auf die Ville:	19,
4	haubergiers, davon entfallen auf die Ville	4,
8	archiers, = = = = =	7,
36	boucliers, = = = = =	32,
35	fourbéeurs (Schwertfeger), = = = = =	20,
6	arçonneurs, = = = = =	6,
52	gueiniers (Verfertiger von Schwert- und Messerscheiden), davon entfallen auf die Ville	46,
39	lormiers, = = = = =	37,
51	selliers, = = = = =	44.

44. Hinsichtlich der Lederarbeiter ergibt die Rôle v. J. 1292 folgende Verhältnisse: Es wohnen in der Ville von 23 Weißgerbern, welche Paris zählt: 22, von 22 Gerbern (conréeurs) 13, von 20 Gerbern von Schafleder (bazenniers) 15, von 15 Sohlenlederverfertigern (baudraiers) 14. Auch der Leder- und Pelzhandel (peleterie) war in der Ville concentrirt, in welcher von 214 peletiers 151 ihr Gewerbe trieben.

45. Paris zählte im J. 1292:

82	Weber,	die	Ville	74,
124	Schneider,	„	„	71,
15	tailleurs de robe (Mäntelschneider),	„	„	11,
61	Beinkleiderverfertiger (chauciers),	„	„	40,
45	Taschner (boursiers),	„	„	34,
47	chapeliers,	„	„	43,
95	Schreiner,	„	„	72,
27	Schlosser,	„	„	23.

46. Bekanntlich vertraten im Mittelalter die Truhen und Laden die Stelle der meisten Möbel. Sämmtliche coffriers (17) und bahutiers (3) bewohnten die Ville.

47. Paris besaß 1292

Tuchhändler 19, davon entfielen auf die Ville: 15 (von 24 Tuchwalkern [foulons] 22),

Tuchfärber 15,	davon	entfielen	auf	die	Ville:	15,
merciers 70,	„	„	„	„	„	49,
Goldschmiede 116,	„	„	„	„	„	91,
Tapetenarbeiter 24,	„	„	„	„	„	24,
Seidensticker u. Wirker (crespiniers) 32,	„	„	„	„	„	32,
Ymagiers 24,	„	„	„	„	„	19.

48. Das Cartul. N. D. I. p. 269 enthält bereits vom J. 1136 einen Vergleich zwischen dem Könige Ludwig VI. und dem Bischofe von

Paris über die Jurisdiktion „in loco, qui in suburbio Parisiensi Campellus vocatur.“ Diese Vorstadt war übrigens von einem Graben umschlossen.

49 Vgl. Anonym. de Senlis, cap. III.

50. Die ältesten Urkunden, welche des Louvre Erwähnung thun, sind eine Urkunde des K. Philipp August v. J. 1204, in welcher er das Besitzrecht der Kirche S. Denys de la Chartre ablöst (Petit Pastoral de N. D.), und eine andere v. J. 1209, welche den Census des Bischofes von dem Boden des Louvre gegen einen anderen, den der König von einem Hause in campellis bezog, eintauschte (Cartul. N. D. I. 68). Daß in letzterer Urkunde von neuen Mauern und einem neuen Thurme gesprochen wird („infra ambitum novorum murorum nove turris“), welche Bezeichnung auch Ricord und Jean de S. Victor in ihren Chroniken gebrauchen, muß nicht nothwendig auf einen Neubau einer älteren Anlage bezogen werden. Das Gegentheil wird vielmehr aus dem Umstande, daß innerhalb der Ringmauern des Louvre sich 1209 noch mehrere Privathäuser (mansurae) befanden, wahrscheinlich. Anders verhält es sich allerdings, wenn die Schlußworte in dem Privilegium der Pariser Lichterzieher authentisch sind. Es heißt daselbst (Ordon. XVI. 285): Donné à Louvres en Parisis au mois de Juillet, l'an de grace mil soixante un et de nostre regnement le premier. Dann wäre also der Louvre schon im Jahre 1061 unter Philipp I. vorhanden gewesen.

51. Die Namen vieler Künstler, welche Karl V. bei dem Umbaue des Louvre beschäftigte, haben sich erhalten. Wir führen sie hier an, die Gelegenheit benutzend, um die Namenlücke in der mittelalterlichen Kunstgeschichte einigermaßen auszufüllen. Den Bau leitete Raymond du Temple, als Bildhauer arbeiteten Jean de Liége, Jean de Launay, Jacques de Chartres, Guy de Dampmartin und namentlich Jean de St. Romain, der sich nicht allein an der Aus-

schmückung des Treppenhauses mit den Anderen betheiligte, sondern auch an den Eingängen zu den königlichen Gemächern einen sergent d'armes aus Stein fertigte und den Giebel über der Zugbrücke mit einer Statue Karl V. krönte. Von demselben Künstler rühren auch zahlreiche Entwürfe zu Glasmalereien her. Vgl. Sauval, t. II. 23.

52. Die Namen und die Begrenzung der einzelnen Courtilles und Coultures geben Sauval, I. 66 und Felibien, I. 274 an. Die im Texte angegebene Benutzung der Courtillen gibt den Schlüssel zu der spöttischen Bezeichnung vin de la courtille und zu der Definition im Livre des Métiers (p. 276), daß man unter courtillage Lauch (poireau), junge Erbsen und Bohnen in grünen Schoten verstehen müsse: Courtillage, c'est à savoir, toute manière de porées, pois noviauz, fêves novèles en cosse vert."

53. Im Cartulaire von St. Maur ist eine Urkunde vom J. 1269 angeführt, nach welcher ein Theil der Coulture S. Eloi veräußert wird gegen die Bedingung, hier Häuser zu errichten. Den Feldbau in der Coulture du Temple im XV. Jahrh. berichtet Sauval, I. 72.

54. Livre des Métiers, Statut der Maler und Sattler, p. 213: „Nus ne doit acener (attirer par signe) nul achateur qui soit par devant autrui estal, ne devant autrui meison." Desgl. 177.

55. Den indirekten Beweis für diese Anordnung liefert das Verbot für die Schneider und Schnallenmacher, für letztere seit der Zeit K. Philipp Augusts, anders als im Angesicht der Straße zu arbeiten. Vgl. Livre des Métiers, S. 59 und 413.

56. Vgl. Roman du Renart, v. 22162 ff., La guerre de Troyes u. a.

57. Vgl. Partonopeus de Blois:

„Et n'ert pas jonchié de jonc
Mais d'Inde flor de Violete",

ferner die Crieries de Paris, v. 74: J'ai jonchéure de jagliaus (Iris) und Ducange ad vocem jonchare. Die allgemeine Sitte, Vögel zu halten, beweist auch eine Stelle in Fabliaux (édit. Méon.) II. 53.

58. Vgl. Joinville: „Je le vis (le roi) un chapel de paon blanc sur sa teste et faisoit estendre tapis pour nous séoir entour li", und il (le roi) s'asséoit aus piés de son lit. Die Faldistorien oder fauteuils, sowie die chaiéres waren seltene Prachtmeubel, zu deren Herstellung die vereinigten Kräfte der Schnitzer, Goldschmiede und Maler verwendet wurden. Ihre Besorgung in den königlichen Palästen wie jene der Kutschen fiel in den Amtsbereich der Hofmaler. Vgl. Comptes royaux.

59. Vgl. die Citate aus mittelalterlichen Inventarien Frankreichs, welche Delaborde im zweiten Theile seiner Notice des Émaux u. s. w. (Documents et Glossaire) gesammelt hat.

60. Ordonnanz Ludwig VII. v. J. 1165, aus Sens datirt und 1315 von Ludwig X. wiederholt. Ordon. des Rois, II. 434.

61. Die trestelli fortes bei Joh. de Garlandia sind das Gestell eines solchen Feldtisches.

62. Die Belege dafür liefern alle Romane jener Zeit, sowie die Inventare und die Comptes royaux. Die späteren bahuts, die großen, mit Schubladen versehenen Schränke bedeuten ursprünglich nichts Anderes als Koffer und ihre Ueberzüge. Vgl. Delaborde, Glossaire, s. v. baghe, bahut, coffre, châlits, huche u. A.

63. Trotz aller Bemühung konnten wir eine Einzelbeschreibung des Pariser Hauses im XIII. Jahrh. nicht auffinden. Joh. de Garlandia in seinem oben erwähnten Dictionarius gibt die Beschaffenheit eines solchen am Ende des XI. Jahrh. an, Guilleb. de Metz schildert ein Pariser Herrenhaus aus dem Beginne des fünfzehnten. Wenn auch keine Beschreibung vollständig auf das von uns betrachtete

Zeitalter passen mag, so wird sie doch bei der Stabilität mittelalterlicher Zustände im Allgemeinen zutreffen. Joh. de Garlandia (Diction. c. LIII. édit. Giraud p. 601) zählt als Hausrath des anständigen Bürgers folgende Dinge auf: den Tisch mit seiner Decke, das gefranste Handtuch, hohe Dreifüße, feste Tischgestelle, den Feuerbock und das Feuerzeug (focalia), den Schürhaken (stipes) und die Zange, Bänke und Pulte, gehobelte Bettladen und Schreine (fercula), kleinere und größere Kissen, Ohrkissen, ein Sieb, Schöpfrad, einen Milchnapf, einen Käsetopf (im Mnsc. steht cascarium, vielleicht soll es casearium heißen) und eine Mausefalle.

Mit großer Vorliebe verweilt Guillebert de Metz bei der Schilderung der Wohnung des Maitre Jacques Duchié, welche in der Rue des Prouvaires in der Nähe der Hallen lag. Das Hausthor war mit kunstreichem Bildwerke geziert, der Hof von Pfauen und Lustvögeln belebt. Den ersten Saal schmückten Bilder und Spruchtafeln, einen anderen füllten die verschiedenartigsten Musikinstrumente, im dritten war ein Schachbrett und andere Spiele aufgestellt. Der Kapelle gereichte ein beweglicher Pult, der nahe gerückt und wieder entfernt werden konnte, zu besonderer Zierde. Guillebert zählt noch zahlreiche andere Gemächer auf: die Studierstube mit kostbarer Steinverkleidung, Kammern mit kunstvoll geschnitzten Tischen, mit Bettladen, mit reichen Tüchern und bordirten Teppichen dekorirt. Er hebt die reiche Waffenkammer und zuoberst eine Kammer hervor, deren Fenster den Ueberblick über die ganze Stadt gewährten und wohin alle Speisen auf einer Winde hinaufgezogen wurden, und vergißt nicht, schließlich die vergoldeten Bildwerke zu erwähnen, welche auf den Zinnen erglänzten (Descr. de Paris, p. 67 ff.). Vgl. auch Le Ditté des choses, qui faillent en ménage et en mariage im Recueil de Contes etc. par Jubinal, II. 162, wo die Gegenstände des Hausrathes ziemlich übereinstimmend mit Joh. de Garlandia angegeben sind. Einzelangaben über die Gliederung und Einrichtung des mittelalterlichen

Hauses in Frankreich gewährten ferner folgende Fabliaux: D'Auberée la vieille maquerel (Jubinal, I), Du prestre crucifié (Méon, I), le povre clerc (ebend.), D'Estourmi (éd. Barbazan), de la bourgoise d'Orliens, des trois aveugles de Compienge (ebend.).

64. Das Mittelalter schrieb Schlangenzungen, dem Horne des Einhorns und einzelnen Steinen die Eigenschaft zu, das Gift in den Speisen zu entdecken. Namentlich die ersteren wurden aus diesem Grunde auf den Tafeln der Vornehmen heimisch und erhielten eine angemessene künstlerische Fassung. Sie waren mit Edelsteinen garnirt, an Goldketten befestigt, und hiengen von einem silbernen Baume herab oder wurden mit dem Salzgefäße verbunden. Vgl. Delaborde, Glossaire, s. v. espreuve, essay, languier, sallière.

65. Mémoire sur l'appréciation de la Fortune privée au moyen-age par Leber in Mém. prés. à l'acad. des Inscr. I. série, I. 233.

66. Sittenordonnanz Ludwig IX. v. J. 1254 in Ord. des Rois, I. 74: Expellantur publice meretrices tam de campis quam de villis et factis prohibitionibus bona eorum per locorum judices capiantur vel eorum auctoritate a quolibet occupentur etiam usque ad tunicam vel ad pellicium.

67. Im J. 1307 kam eine Elle feinen Tuches auf 1 liv. 4 sols, nach gegenwärtigem Fuße auf 136 fr. 55 c. zu stehen.

68. Paris zählte im J. 1292 nach der Rôle: 214 péletiers, 15 baudraiers, 20 basenniers (Schafgerber) und 32 Ledergerber (conréeurs), dagegen nur 19 Tuchmacher und 24 Walker.

69. Die Drapiers nannten sich im 17. Jahrh. „le premier et l'un des plus grands Corps de la Ville." Sauval, III. 18. Sie gehörten, wie aus der Steuerrolle v. J. 1292 und namentlich aus jener v. J. 1313 geschlossen werden kann, zu der höchstbesteuerten Bürgerklasse.

70. Ordonnanz v. J. 1283 (Ord. des Rois, I. 541): Nul bourgeois, ne bourgeoise ne portera vair ne gris, ne ermines, ne pierres

précieuses, ne ceinture d'or ne à perles, ne couronnes d'or ne d'argent. Im weiteren Verlauf dieser Ordonnanz, welche De la Thaumassière in seinen Notes sur Beaumanoir, p. 371 in das Jahr 1294 versetzt, werden genaue Bestimmungen über die Zahl der Roben, welche die verschiedenen Rangklassen im Laufe des Jahres sich anschaffen dürfen, sowie über die Schüsselzahl bei Festgelagen gegeben: au grand mangier sind gestattet deux més et un potage au lard, sans fraude, et au petit mangier un més et un entremés et se il est jeûne il pourra donner deux potages aux harens et deux més ou trois més et un potage.

71. Livre des Métiers, ch. XCIII. p. 254: „leur mestier n'apartient fors que as églises, aus chevaliers et aus haus homes."

72 Livre des Métiers, ch. XC. p. 264. Die Kranzflechter dienen den „gentierz hommes" Anspielungen auf die Sitte der Blumenkränze in den Haaren kommen in zahlreichen chansons und lais vor. Vgl. Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835.

73. Vgl. Dit d'un Mercier: „J'ai les guimples ensafranées" und Livre des Métiers, ch. IX. p. 32.

74. Livre des Métiers, S. 357.

75. Anonym. de Senlis, ch. IV.

76. Livre des Métiers, S. 277.

77. Les Crieries de Paris in Fabliaux et Contes (édit. Méon), S. 278.

78. Les Crieries de Paris, ferner das Statut der Garköche, der regratiers und der Fischhändler im Livre des Métiers und die Droits de coutume ebend. S. 430.

79. D'Auberée la vieille maquerelle im Recueil des Contes etc. par Jubinal, I. S. 213:

„Si atorne au mielz qu'ele pot
Char de porc et chapons en rost."

Speisen werden ferner aufgezählt im Villain de Bailleul ebend. S. 313: chapon cuit und gatiaux.

80. Die Crieries de Paris zählen auf: chaudes oublies renforcies (Waffeln), galetes chaudes, flaons chaus, noch heutzutage unter dem Namen flan wohlbekannt, gastel à feve, wahrscheinlich am Dreikönigstage gebräuchlich, gastiaus rastis, chaudes tartes und siminiaus. Im Statute der Oubloiers werden noch die nièles erwähnt, kleine Kuchen, von welchen ein Arbeiter tausend Stück in einem Tage fertigen konnte.

81. Le Martyre de Saint Baccus im Recueil des Contes etc. par Jubinal, I. 265:

„Car de cydre ne de cervaise
Gieffroy, qui ce dit fist, n'a cure
Tant comme vin de vingne dure."

Die Geschichte der Wunder und Leiden des heil. Bacchus, eines Enkels des Erzvaters Noah, im J. 1313 von Geoffroy gedichtet, gehört zu den besten und eigenthümlichsten Erzeugnissen der altfranzösischen Poesie. Ein leichter Ton und munterer Witz geht vom ersten bis zum letzten Verse.

82. Olim, I. 554 (v. J. 1263): quia carestia bladi cessat, propter quam cervisie fuerant prohibite, placuit domino regi, quod (fiant) cervisie in Normannia sicut prius. Ebend. S. 904 (v. J. 1272): Placuit domino regi, ut per eas (cervisias) minus consumatur in blado, quod galonus vendatur ad duos denarios Turonenses et non ultra. Aus dem Statute der Brauer im Livre des Métiers (titre VIII. S. 29) geht hervor, daß kein Hopfen bei der Bierbereitung angewendet wurde. Es führt als Ingredienzen die Gerste, Mengkorn und dragie (Malz?) an. Die Zahl der Pariser Bierbrauer belief sich im J. 1292 auf 37, welche vorzugsweise in der Ville ihr Gewerbe trieben.

83. Méon, Fabliaux et Contes, II. 224, v. 14.

84. Boileau, sat. 3: „Que tous les vins pour moi deviennent vins de Brie.“

85. Olim, II. 243.

86. Bibl. de l'École des chartes, sér. III. t. 3.

87. Vgl. La guerre de vins in Méon, Fabliaux etc., I. 152; la disputaison du vin et de l'iaue in Jubinal, Recueil etc., I. 293; le Martyre du s. Baccus ebend. und Livre des Métiers, LXIII. Die französischen Weine stammten aus den Provinzen: Anjou, Provence, Orléanais, Bourgogne, Auvergne, Berry, Angoulème, Champagne, Guienne. Als fremde werden angeführt: der Moselwein; vin grec, vin de Grenache, vin muscadet, vin de Chypre. Gute Weinjahre am Schlusse des XIII. Jahrh. waren nach der Chronik S. Magloire die Jahre: 1287, 1289 und 1296.

88. Guillebert de Metz versichert dieß v. J. 1400. Aehnliches berichtet der Dichter Astezan in einer poetischen Epistel an den Marquis von Montferrat (XV. Jahrh.) und fügt noch hinzu, daß er die zahllosen schönen Frauen auf der Brücke bewundert habe, deren leichtfertiger Aufputz und kokettes Wesen selbst einen Priamus oder wohl gar den greisen Nestor entzünden könnte.

89. Die Straßen, welche nach Handwerken den Namen führen, sind (Rôle v. J. 1292) folgende: rue de la Barillerie (1 barillier, sonst meistens Goldschmiede), r. de la Boucherie (mit 5 Fleischern), r. de la Buffeterie, r. de la Bouclerie, r. de la Bucherie (mit 7 Holzhändlern), r. de la Baudrairie (mit 8 Gerbern), r. de la Chanverrie (von Hanfhändlern und Leinwandmessern — aunéeur — bewohnt), r. de la Charreterie, r. de la Charronerie (mit 3 Wagnern), r. aus coiffières (mit 2 Putzmacherinnen), r. de la Courroierie, r. de la Cordoanerie (mit 1 Schuhmacher), la Draperie auf dem Quai de Gèvres, r. aus Escrivains (mit 1 Schreiber und 9 Pergamentverkäufern), r. des Estuves, la Ferronerie (mit 2 Schmieden) dieselbe Straße in der Pfarrei St. Eustache, mit der

Bezeichnung, daß hier die Kupferschmiede wohnen, la Foulerie, la Ganterie (mit 1 Handschuhmacher), r. aus Graveliers, la Harengerie, r. aus Jugléeurs (mit 1 trompeur und 1 jugléeur), r. aus Lavendières, r. des Oubloiers (mit 2 Oblatenverkäufern), la Peleterie, r. des Plastriers (mit 1 plastrier und 2 Maurern), r. de la Poulaillerie (mit 11 Geflügelhändlern), la Sélerie (mit 25 Sattlern), l'Atacherie, la Tanerie, la Mortelerie, la Tounèlerie, la Vannerie.

90. Vgl. Rôle v. J. 1292: S. 25, 84, 86, 88, 96, 137, 157. Die Rôle v. J. 1313 liefert die gleichen Resultate.

91. Vgl. Rôle v. J. 1292: S. 32 und die Rôle v. J. 1313, S. 15, 20, 23, 25, 54, 96. Wenn man die Muthmaßung gelten läßt, daß in der älteren Steuerrolle die Emailleure häufig nur nach ihrem Ursprungsorte: de Limoge benannt werden, wo ja bekanntlich die Emaillirkunst des Mittelalters die höchste Vollendung erreichte, so läßt sich die Gewohnheit der Nachbarschaft zwischen Emailleuren und Goldschmieden noch durch eine größere Zahl von Beispielen belegen. Es erscheint wenigstens auffallend, daß in der rue de la Courroierie die Rôle v. J. 1292 mehrere Limousiner neben Goldschmieden anführt (S. 90), an deren Stelle in der Rôle v. J. 1313 Emailleure treten (S. 96).

92. Rôle v. J. 1292, S. 63, 64.

93. Ebend. S. 23, 25, 28, 30, 43, und namentlich 96. Die regelmäßige Wiederkehr der Maler in Verbindung mit Sattlern, Anfertigern von Truhen und Rüstungen, die Vereinigung der Sattler und Maler zu einer Zunft im Livre des Métiers (S. 207) gibt uns eine anziehende Einsicht in die Kulturverhältnisse des Mittelalters. Wir dürfen uns unter den in den genannten Quellen aufgezählten „paintres" keine Tafelmaler vorstellen. Soweit die Tafelmalerei im Mittelalter betrieben wurde, gehörte sie in den Bereich der „paintres Ymagiers", in deren Statut (S. 158) es

heißt: „puet ouvrer de toutes manières de fust (Holz), de pierre, de os, de cor, de yvoire et de toutes manières de peintures bones et léaus.“ Die Berechtigung der Sattler, zwei Lehrjungen zu halten, den einen zum Malen, den anderen zum Garniren der Sättel, spricht für die enge Einheit der beiden Handwerke. Auf der anderen Seite darf man aber auch das Bemalen der Sattelbogen nicht als ein bloßes Anstreichen betrachten. Dagegen spricht die Aufzählung bei Theophilus (Lessings sämmtl. Schr., neueste von Maltzahn besorgte Ausgabe, XI. 383) von Thieren, Vögeln und Blättern als gemaltem Sattelzierrat und die Beschreibungen in den alten Gedichten, wornach Reitergefechte, Blumen und Thiere auf den Sattelbogen gemalt vorkamen. Auch der Umstand, daß die Kunstfertigkeit der Schnitzer und Goldschmiede herangezogen wurde, deutet den größeren Werth der Malerei an. Es heißt in Flore et Blancheflor.

Sele ot de moult riche façon
D'ivuire furent li arçon
Les auves sont d'autre manière.

Und bei Gérard de Vienne:

Des seles furent tuit doré li arçon
A flors, à beste pointuré environ.

Vgl. die betreffenden Artikel in Delaborde, Glossaire etc., s. v. peintre, faudesteuils, litières, selle u. s. w.

94. Les Rues de Paris v. 86: „Ou maingnent li logipcien.“

95. Ebend. v. 215, 53, 432, 491 u. a. Welchen Charakter die Straßen besaßen, lehren folgende Verse im Dit des rues:

„Ou maintes Dames leur emplastre
A maint compagnon ont fait batre
Ce me semble, por eulz esbatre.“

96. Die Vereinigung der Luxusgewerbe in der rue Quincampoix, zwischen der r. S. Denys und S. Martin, welche im vorigen Jahr-

hundert den Schauplatz des berüchtigten Law'schen Aktienschwindels abgab, in der rue Troussevache u. a. beweist die Rôle v. J. 1292, S. 86 u. 90, und die Verse im Dit des Marchands (Proverbes et Dictons populaires):

„Et savent bien demander
Et Troussevache et Qui-qu'en-poist."

Aus den alten Reimgedichten erfährt man auch die Mannigfaltigkeit des Waarenlagers, welches die merciers, die Galanteriewaarenhändler jener Tage, hielten:

„Iluec poeent-il bien trover
Toutes choses à achater
Qui à la mercerie apent.
L'or empaillote et l'argent,
Corroies de soie, aumosnières
Et joiaus de maintes manières,
Cuevrechiez, crespes, melequins,
Pailes ouvrez, riches et fins
Guimples, fresiaus, coutiaus d'yvoire,
Et maint riche joiel tresfoire.

. . . .

Tout raconter ne vous porroie;
Les joiaus d'argent et de soie
Et de fin or i trueve l'on."

Vgl. auch Dit d'un Mercier (Proverbes etc.). Die hohen Steuersummen, welche nach der Rôle v. J. 1292 und 1313 die Bewohner der rue Quincampoix und besonders die merciers (Jehan d'Espernon, mercier: 90 livres) erlegen, deuten gleichfalls das kommerzielle Ansehen jener Straße und dieses Gewerbes an.

97. Fabliaux et Contes, édit. Méon, II. 276 ff.

98. Livre des Métiers, Statut der Bader, S. 188.

99. Dit de l'erberie bei Jubinal, Oeuvres de Rutebeuf, I. 250.

100. Crieries v. 181:

„Que se j'avoie grant avoir
Et de chascun vousisse avoir
De son mestier une denrée
Il auroit moult corte durée."

101. Joh. a Garlandia (Diction. c. XXVII) gibt als den Preis für ein Quart Wein 12—4 Pfennige an. Wir wissen aber nicht, ob dasselbe Maß noch im dreizehnten Jahrh. gebraucht wurde. Ihm ist der Straßenhandel und das Waarenausschreien wohl bekannt, diese Sitte also im XI. Jahrh. in Paris eben so heimisch als im XIX.

102. Rührt nicht die Sitte, daß die crieurs de vin mit dem hanap in der Hand auf offener Straße Wein verkauften, aus der Zeit her, wo Ludwig der H. den Besuch der Tavernen verbot?

103. Vgl. die Ordonnances und arrêts in Felibien, Hist. de Paris, I. Recueil de Pièces justificatives: No. XI, Verkauf der crierie an die Pariser Hansa im J. 1220, No. XVIII und XIX, Streit zwischen den Weinwirthen und dem prévôt des marchands, sowie dessen Lösung zu Gunsten des letzteren im J. 1274. Vgl. ferner das Statut der crieurs im Livre des Métiers, tit. V. S. 24: Die Befugniß, Wein auszurufen, muß vom Prevôt und den eschevins de la marchandise gelöst werden, der „crieur" zahlt der „confrairie des marchands" täglich einen Pfennig, unternimmt er eine Pilgerfahrt (jene nach S. Jago di Compostella waren sehr beliebt), so muß er sich den Urlaub im „parloir aus bourgois" erwirken.

104. Vgl. Péage de Petit Pont im Livre des Métiers, S. 280 ff.

105. Ebend. S. 287. Daher stammt das Sprichwort: payer en monnoie de singe.

106. Ebend. S. 289.

107. Chauciés de Paris im Livre des Métiers, S. 275: „Chaucié est une coustume assise et establie anciènement seurs chars, seur charrètes, seur somiers chargiès."

108. Del Rouage de Paris, im Livre des Métiers, S. 295.

109. Del Chantelage de Paris, ebend. S. 306: „Chantelage est une coustume assise ancienement, par laquèle i fu establi que il loisoit à touz ceus qui le chantelage paiaent à uster le chantel de leur tonniaus et la lie vuidier.“

110. Del Rivage de Saine, ebend. S. 301; Del Conduit de touz avoirs, S. 306.

111. Des Mestiers qui hauban doivent au Roy, ebend. S. 297. „Hauban est uns propres noms de une coustume assise anciènement, par laquèle il fu establi que quiconques serrôit haubaniers, qu'il serroit frans et à mains de droitures paians del mestier et de la marchandise dont il serroit haubaniers que cilz qui ne serroit pas haubaniers.“ Die Fleischer zahlten z. B. für den Verkauf von Fett und Speck keine besondere Gebühr, weil sie den hauban entrichteten, S. 318. Das Gleiche gilt von den Pelzhändlern, S. 326. Vgl. auch das Statut der Bäcker, S. 6. Der Hauban wird schon im Jahre 1140 entrichtet, ist aber außerhalb Paris nur in wenigen Städten (Orleans) üblich. Die Ableitung von haute-ban nach Maßgabe der alten Einzeichnung (v. J. 1265): „De stallagiis hallarum et altobanno libros XXXIII“, erklärt Ursprung und Natur dieses Gefälles.

112. Vgl. Livre des Métiers, deuxième partie, titre X—XXX, S. 312 ff. Die Behauptung Depping's: tonlieu est l'impôt payé par les marchands pour stationner dans les marchés, ist irrig, da das tonlieu nur nach abgeschlossenem Kaufgeschäfte bald vom Verkäufer, bald von diesem und dem Käufer erhoben wird. Darauf gründet sich der Unterschied zwischen hallage und tonlieu. Sobald z. B. der Getreidehändler den Markt besucht, zahlt er für eine Last 1 Pfennig hallage, falls er dieselbe verkauft, 2 Pf. tonlieu, S. 312; ebenso heißt es S. 332: touz fruiz qui viènent à Paris, à cheval au sémedi, ou aus autres jours ès hales

ou el marchié de Paris, li somiers poitevine de halage et ij den. de tonlieu, se il marchand en vent, et sil n'en vent riens, il ne paiera riens de tonlieu devant qu'il vende." Die Zahl der Belege ließe sich leicht verzehnfachen. Daher heißt es auch titre XVII, wo von dem auf Pfeffer und Salz gelegten Marktgelde gesprochen wird, nicht tonlieu, sondern coustume, denn: „tuit cil qui aportent au samedi ens hales ou el marchiet de Paris poivre ou cire, por vendre, chascuns doit maille de coustume, soit qu'il vende aucune chose, ou qu'il ne vent rien." Eine Ausnahme bildet das tonlieu, das auf Thongeschirr gelegt ist (titre XXIII); es wird entrichtet: „vend ou ne vende."

113. Im Anhange zum Livre des Métiers wird ein Ausweis über den jährlichen Ertrag der hallage gegeben und dieser auf die Summe von 908 livr. 8 s. 4 den. par. angeschlagen. Die Tuchmacher, die merciers, die Händler von Avesne und Laigny brachten das Meiste auf.

114. Vgl. Livre des Métiers, S. 437: Rôle des métiers qui doivent vendre aux halles le vendredi et le samedi.

115. Ebend. S. 433. Produit du hallage de Paris.

116. Ebend. Les Droits de la foire Saint-Ladre. S. 438 ff.

117. In der Verordnung über die Marktgebühren (Livre des Métiers, S. 442 ff.) sind die Gewerke namentlich angeführt, welche während der Marktzeit unter den Hallen auslegen mußten. Es sind die espiciers und merciers, die Fleischer und Kürschner, die Händler mit Wachs und Seide, die Sattler und Wechsler.

118. Statut der chavenaciers im Livre des Métiers, S. 151.

119. Sauval, I. 664.

120. Sugerii Liber de rebus in administr. sua gestis in Duchesne Hist. fr. Scr. IV. 332.

121. Felibien, Preuves et pièces justificatives. Uebertragung des Lendit nach S. Denys im J. 1557: IV. 770, Verlegung im J. 1589 nach Paris: V. 463.

122. Le Dit du Lendit rimé in Fabliaux et Contes, édit. Méon, II. S. 301—307. Vgl. auch Livre des Métiers, S. 290 u. 295.

123. Aus einem Edikte v. J. 1556 erfahren wir, daß von Alters her der Rektor der Pariser Universität, in seinem Gefolge die bacheliers, regens und maistres des arts, alle im großen Costüm, sich nach dem Lendit verfügten, um hier Verwahrung einzulegen, bezüglich gewisser Rechte, welche die Universität auf den Pergamenthandel zu besitzen vorgab. Wie weit diese Sitte zurückgeht, wird nicht angegeben. Felibien, Preuves etc., IV. 769.

124. Livre des Métiers, S. 150.

125. Ebend. S. 336.

126. Dit du Lendit, v. 50.

127. Bibl. de l'École des Chartes, sér. III. t. 3.

128. Rôle de Taille bei Buchez, Collect. des Chroniques, IX. S. 131.

129. Rôle de Taille bei Buchez, Collect. des Chroniques, IX. S. 140.

130. Livre des Métiers, S. 95.

131. Ebend. S. 358. Es werden ein forcetier von Birmingham, von Bromley und Norfolk angeführt.

132. Vgl. Olim, I. 914. Livre des Métiers, p. LXIX.

133. Leyseri historia poematum latinorum medii aevi. 1725. S. 855 ff.

134. „D'un Larron qui demora trop au trésor" in Fabliaux et Contes, éd. Méon, S. 176:

„Molt i trova grant menantise (richesse)
Or et argent, et dras de Frise."

135. Etienne Boiliaue's livre des Métiers bestand ursprünglich aus drei Theilen. Im ersten wurde die Verfassung der einzelnen Zünfte (in 100 Kapiteln) abgehandelt, im zweiten (in 30 Kapiteln) die Zoll- und Gefälleordnung, wie sie von nun an gelten sollte, gegeben: der dritte, leider verloren gegangene Theil zählte und analysirte die mannigfachen Jurisdiktionen, welchen die Pariser Zünfte unterlagen. An seine Stelle ließ der Herausgeber des Livre des Métiers, der verstorbene Depping, die Reihe der vom J. 1270 bis 1300 erlassenen Zunftordnungen treten.

136. Livre des Métiers, S. 3: „Nous le feimes lire devant grant plenté des plus sages, des plus leauz et des plus anciens homes de Paris et de ceus qui plus devoient savoir de ces choses."

137. Ebend. S. 104 und 161.

138. Ebend. Statut der maçons etc., S. 111: „Tout tailleur de pierre (est quite du gueit) très le tans Charles Martel, si come li preudome l'en oï dire de père en fil."

139. Ordonnances des Rois, III. 258: „Longo tempore carnifices quasdam antiquas habuerunt consuetudines."

140. Charte von Louis VI., den Klosterfrauen von Montmartre verliehen: „Stallum unum inter veteres stalla carnificum." Vgl. Lamarre, Traité de la police, II. S. 1206.

141. Ordonn. des Rois, III. v. J. 1282: Privilegia, usus, consuetudines et franchisias (carnificum) volumus in suo robore duraturas.

142. Sauval, II. 471. Vgl. Bibl. de l'école des chartes, V. 476, und Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs, II. 594.

143. Livre des Métiers, Statut der bouchers, S. 59, Stat. der talemeliers, S. 16.

144. Ordonn. des Rois, XVI. 285.

145. Ebend. XI. 190 und 286.

146. Ordonn. des Prévôt Guillaume Thibaut v. J. 1299: „Nous deffendons de par le Roy que nulz, sur peine de corps et d'avoir, ne aillent contre les vivres, qui vienent en la ville de Paris. Item que tuit marchans forains meinent leurs marchandises tendre aus lieus et aus places acoustumées, en la quéle place que il mieulx leur plaira.“ Livre Rouge vieil du Chatelet. Vgl. Livre des Métiers, S. LXV, 34, 176 und 179.

147. Livre des Métiers, Statut der Garköche, S. 176.

148. Assises de Jérusalem, ch. XVI: „Le seignor doit estre plus favorables as veves et as orfenins en leur droit et en leur raisons, que as autres genz.“

149. Ordonn. des Rois, V. 89; Ebend. (Charte von Noyon) XI. 224; Coutumier général, III. 932.

150. Ebend. XI. 266 (Charte von Lorris).

151. Livre des Métiers, Statut der Patenotriers de corail, S. 69.

152. Ebend. Statut der Corroiers, S. 234, und Stat. der bouCliers, S. 57.

153. Ebend. Statut der Regratiers, S. 35.

154. Ebend. Statut der Garköche, S. 177. Der dritte Theil der Strafgelder wird zum Unterhalte der verarmten Zunftgenossen verwendet.

155. Ebend. Statut der Goldschmiede, S. 39: „Nus orfèvres ne puet ouvrir sa forge au jour d'apostèle, se ele n'eschiet au samedi, fors que un ouvroir que chascun ouvre à son tour à ces festes et au diemenche; et quanques il gaaigne qui l'ouvroir a ouvert, il le met en la boiste de la conflarrie des orfèvres, en laquele boiste on met les deniers Dieu que li orfèvre font des choses que il vendent ou achatent apartenans à leur mestier, et

de tout l'argent de celle boiste done-on chascun an le jor de Pasques un disner as poures de l'Ostel-Dieu de Paris."

156. Ebend. Statut der Regratiers, S. 34: „Quar il est resons que le denries viegnent en plain marchié et illuec soient veuës se elle sont bones et loiaux ou non, et illuec soient venduees si que li poure home puissent prendre part avec le riche." In der Einleitung heißt es: „Ce avons nos fait pour le profit de touz et meesmement pour les povres et pour les estranges."

157. Ebend. S. 10.

158. Ebend. S. 39, 140.

159. Ebend. S. 61, 131 u. a. Die Formel lautet: Quiconques veut estre n. à Paris, estre le puet, pour qu'il sache faire le mestier et qu'il ait de quoi.

160. Ebend. Stat. der Rosenkranzverfertiger, S. 69: „se il ne tient chief d'ostel, c'est à savoir feu et leu."

161. Ebend. z. B. S. 184: „Quiconque etc., estre le puet franchement, pour tant que il soit preudome et loial et que il face le mestier bien et loialment."

162. Ebend. z. B. S. 181: „Quiconque etc...., estre le puet franchement pour tant qu'il oevre aus us et as coustumes du mestier."

163. Ebend. Die Gewerbe, welche sich das Meisterrecht vom Könige erkaufen, sind S. 298 angeführt. Es sind mit wenigen Ausnahmen dieselben, welche den hauban an den König entrichten. Doch waltet zwischen dem Einkaufe und dem hauban ein Unterschied. S. 297 wird von den Fleischern bestimmt: „chascun doit, chascun an, vj s. par. de hauban au Roi; mès il n'achatent pas le mestier du Roy."

164. Ebend. S. 240.

165. Ebend. S. 221.

166. Ebend. S. 166. Schon im Jahre 1160 schenkte Ludwig VII. das magisterium über fünf Gewerbe an die Frau des Yvo Lacohe und ihre Erben. S. LXXIX.

167. Ebend. S. 9, 44, 105, 195, 218 u. a. Die Jurisdiktion des maître charpentier du Roy wurde 1313 aufgehoben. Olim, III. 147.

168. Schäffner, a. a. O. S. 599: „Im Innern der Zünfte herrschte das demokratische Prinzip, jedoch nicht überall mit gleicher Stärke. Ueberall wurden die Vorsteher durch die freie Wahl der Zunftgenossen ernannt."

169. Livre des Métiers, S. 56 und 97: „En ce mestier sont ij preudome por le garder, et sont esleu del conmun assent du mestier."

170. Ebend. S. 207: „Tout cil qui sont du mestier des séliers à Paris sont tenuz de venir et d'asembler ensamble, et à la requeste des iij mestres ou des ij, quant il ont mestier d'avoir leur consueill."

171. Ebend. S. 133. Auch die Lichterzieher (S. 163), die Nadler (S. 153), die Bader (S. 189), die Gürtler (S. 239) wählen frei ihre Vorstände.

172. Ebend. S. 42, 55, 75, 140, 147, 148, 157, 160, 169, 171 u. s. w.

173. Ebend. S. 88.

174. Ebend. S. 216: „Se li aprentis set faire j chief-d'oevre tout sus, ses mestres puet prendre j autre aprentiz." Einer förmlichen Prüfung, bevor sie zur selbständigen Ausübung ihres Gewerbes zugelassen werden, sind auch die Seiden- und Sammetweber unterworfen. S. 91.

175. Ebend. Statut der haubergiers, S. 66: „Leur mestier est pour servir chevaliers et escuiers et sergens, et pour guarnir chastiaus." Aus dem gleichen Grunde vornehmer Kundschaft war den Schwertfegern eine reinliche Kleidung vorgeschrieben. S. 366.

176. Ebend. S. 74 und 76.

177. Ebend. S. 144.

178. Olim, I. S. 865. No. XXXII.

179. Livre des Métiers, Stat. der Schneider, S. 413; Stat. der boucliers d'archal, S. 59: „Nul bouclier de laton et d'archal ne puet ouvrer en repost, ainçois convient que il oevre seur rue à fenestre ouverte ou à huis entreouvert, et ce fu conmendé très le tans le roy Phelippe, por aucuns maus qui en poient avenir."

180. Ebend. Statut der Walker, S. 131: „Nus foulons ne puet ne ne doit metre en oevre nul vallet ne nul aprentis houlier (mauvais sujet) ne larron ne meurtrier." Statut der Tuchweber, S. 122 und 390.

181. Ebend. Statut der Walker, S. 133: „Doi mestre du mestier ne pluseur ne pueent estre conpaignon ensamble en un hostel."

182. Olim, I. S. 807. No. XXII. Die Entscheidung der curia regalis (v. J. 1270) fiel gegen die klagbar gewordenen Kaufleute aus.

183. Ebend. I. S. 845. No. XVIII. Arrêt v. J. 1270.

184. Ebend. II. S. 462. No. V.

185. Ebend. II. S. 465. No. VII.

186. Ebend. II. S. 95 und 151. Arrêt v. J. 1279.

187. Cartul. de Notre-Dame, I. S. LXXXVIII.

188. Ebend. I. S. 122.

189. Livre des Métiers, S. LV.

190. Ebend. Stat. der févres etc., S. 46: „De ces justices a li mestres usé et use encore pesiblement en toutes les terres aus joustices de Paris et en la terre l'Evesque et en l'autrui, hors mise la terre Sainte-Geneviève et Saint-Martin-des-Chans, qui li empechent et destourbent à user en, contre Dieu, contre droit et contre reson."

191. Olim, II. S. 278. Arrêt v. J. 1288: „Ordinatum fuit in presenti pallamento quod nullus portaret, Parisius, custellum ad cuspidem, nec boclerium nec ensem nec arma similia, et quod burgenses Parisienses nulla festa Parisius de nocte facerent, nec propter nupcias nec propter aliam causam, nisi de licencia domini Regis aut prepositi.“

192. Cartul. de Notre-Dame, I. S. 161: Statutum episcopi Parisiensis contra scholares v. J. 1269. Es wird den Studenten vorgeworfen, „quod de die et nocte multos vulnerant atrociter, interficiunt, mulieres rapiunt, obprimunt virgines, hospicia frangunt, nec non latrocinia et multa alia enormia Deo odibilia sepe et sepius committendo.“

193. Olim, II. S. 161 und 1296. Im J. 1280 verlängerte Philipp III. das Verbot der Tourniere bis auf die nächsten Ostern, im J. 1296 untersagte Philipp der Schöne für die Dauer des Krieges alle torneamenta, joste vel equitationes. Vgl. die Abhandlung über die Tourniere von Ducange in den Dissertations sur l'histoire de S. Louis.

194. Ebend. II. S. 84. No. XXVII.

195. Chastiement des Dames im Recueil de Contes etc. édit. Méon, S. 194. v. 306:

Cortoisie, biauté, savoir
Ne puet Dame yvre en soi avoir;
Outréement nule proesce
Na Dame sousprise d'yvrece.

. . . . .

. . . . .

Fi de la Dame qui s'enyvre
Ele n'est pas digne de vivre.

196. Vgl. Le Dit du Buef bei Jubinal, Nouveau Recueil des Contes etc., I. 43; la borjoise de Rome, ebend. I. 79 u. a.

197. Livre des Métiers, Statut der ferpiers. S. 169. Es wird dem Tröbler untersagt: qu'il n'achatera de larron et de larronnesse à son scient, ne en bordel, ne en taverne, se il ne set de qui, ne chose moilliée ne sanglante se il ne set dont le sanc et la moilleure vient. Auch den Juden wird durch die Ordonnanz Phil. Augusts v. J. 1218 (Ord. des Rois, I. 35) verboten, blutiges und nasses Linnen zu kaufen.

198. Wir lesen in der Rôle de taille v. J. 1292 folgende Spitznamen: Guillaume le cornu, Agnes aux blanches mains, Raoul Tue-tout, Jehan qui beau marche, Robert le borgne, Ameline la biau pigniée (peignée), Aalis aus grosses tresses, Richart Groscul, Nicolas Plat-pié, La femme feu Guillaume qui tremble, Jehan Mahomet, Robert qui ne ment, Symon le vilotier (débauché), Jehan qui pie (boit), Jacques qui dort, Hodierne la cerencerresse, Jean qui de riens ne s'esmoie.

199. Gesta St. Ludovici bei Duchesne, V. 378: „ubi tanta fuit laetitiae solemnitas, quod populus civitatis Parisiensis ab omni opere vacans solummodo laetitiae et exultationi intentus per octo dies et amplius civitate per totum cortinis pannorum varii coloris et ornamentis pretiosis mirabiliter palliata solemnitatem protenderent." Vgl. Felibien, Hist. de Paris, I. 414.

200. Es fällt zwar streng genommen die Ertheilung des Ritterschlages an die Söhne des Königs in Gegenwart des englischen Hofes und jenes von Navarra, sowie zahlreicher anderer Fürsten und Großen nicht in den von uns betrachteten Zeitraum, da sie im Jahre 1313 stattfand. Wenn man jedoch die Einzelheiten nicht allzustark betont, mehr nur die Gattung der Feste, und auf welche Weise im Allgemeinen die Feier begangen wurde, berücksichtigt, so darf man wohl, ohne eines groben Irrthums beschuldigt zu werden, auch Erläuterungen zur Sittengeschichte des XIII. Jahrhunderts darin finden. Eine ausführliche Schilderung des Festes gibt

die Chronique des Godefroy de Paris v. 5074—5472 in der Collection des Chroniques von Buchon, IX. S. 180 ff.

201. Cartul. Laudun. Lettres de Réformation pour la Cathédrale de Laon (v. J. 1260): „Ecclesiam locum negotiationis fieri prohibemus, nec in eadem rerum quarumlibet merces vendi, causas audiri vel decidi volumus."

202. Wir beziehen uns z. B. auf die landläufige Schilderung des Eselsfestes zu Beauvais und die Deutung, welche der berühmten „Prose de l'Ane", vom Erzbischofe von Sens, Pierre de Corbeil († 1222) verfaßt, gegeben wurde. Alle Gesänge endigten angeblich mit dem obligaten hin, han, hin, han; anstatt die Messe mit den Worten: Ite, missa est zu schließen, stimmte der Priester aus Leibeskräften ein Eselsgeschrei an. Diese ganze Erzählung entbehrt aber jeglicher thatsächlichen Grundlage und ist gerade so falsch, wie die Deutung des a e u o a e am Schlusse der Kantiken als verderbtes Evoe und die Beziehung des „Conductus ad evangelium, conductus ad diaconum" u. s. w. auf den celebrirenden Esel. Jene Selbstlaute sind weiter nichts als die Abbreviatur für: saeculorum amen; „Conductus" aber ist ein Hauptwort und der Name für eine kirchliche, im Gehen zum oder vom Altare gesungene Weise, wie: Antiphona, Versiculus u. s. w. Vgl. Coussemaker, Histoire de l'harmonie au moyen age, p. 56 und Didron, Annales archéologiques, XVI. p. 26.

203. Vita St. Francisci von Thom. de Celano, I. 10 und Ozanam, Italiens Franziskanerdichter, deutsch von Julius, S. 66.

204. Aus dem Ceremoniale Mnscr. eccl. Vivar. bei Ducange (s. v. Kalendae):

De par Mossenhor l'Evesque
Que Dieus vos donne gran mal a bescle
Avec una plena balasta de pardos
E dos das de raycha de sot lo mento.

205. Beleth, rationale divin. offic. Antuerpiae 1553. c. 120: „Sunt nonnullae ecclesiae in quibus usitatum est, ut vel etiam episcopi et Archiepiscopi in coenobiis cum suis ludant subditis, ita ut etiam sese ad lusum pilae demittant. Quanquam vero magnae ecclesiae ut est Remensis hanc ludendi consuetudinem observent, videtur tamen laudabilius esse, non ludere.“ Vgl. auch die Entscheidung auf dem Basler Conzil, sess. 21.

206. In der Vertheidigungsschrift der Bürger von Tournay gegen die Klage des Kapitels, jene hätten durch ihren Umzug am Feste der unschuldigen Kinder die Kirche entweiht, heißt es, das Spiel sei „ad solacium populi“ eingerichtet worden. Bibl. de l'école des Chartes, III. 568.

207. Cartul. de Notre-Dame, I. 72. No. LXXVI.

208. Ebend. I. 358. IV. 108.

209. Part. IV. c. 16: A festis follorum, ubi baculus (episcopalis) accipitur, omnino abstineatur.

210. Necrologium eccl. Paris. im Cart. de N. D., IV. 6.

211. Vertheidigung der Bürger von Tournay vor dem Parlamente. Bibl. de l'école des Chartes, III. 576: „Aussi l'appel est de ce, qu'ilz ont éleu en évesque et qu'ilz ont fait les jeux, ce qui a esté accoustumé faire ab omni evo et passe à deux cens ans, ce qui se fait en toutes les éveschez de Picardie et pareillement à Paris.“

212. Ordonn. des Rois, I. 541. Vgl. Anmerkung 70.

213. Chroniques de St. Magloire in Fabliaux et Contes, édit. Méon, II. 232. v. 188 und 210. Zum J. 1287 heißt es:

E blé si fu à grant lagan
Pour quatre solz avait l'en tel
Qui fist bon pain en grant ostel.

und zum J. 1290:

Mais cele année fu tant fruit
C'onques n'en fu autant, ce cuit (je pense),
On avoit de tout le plus chier
Pour une obole plain panier.

214. Cartul. de N. D., II. 516. II. 506. III. 27. Vgl. die Préface von Guérard, p. CCXI.

215. Ebend. II. 413, 419, 428, 460, 466, 539. III. 47, 76, 89, 387.

216. Mém. sur l'appréciation de la Fortune privée au moyen age par Leber in Mém. prés. à l'Académie des Inscriptions, I. sér. I. p. 233 ff.

217. Cart. de N. D., III. 456, 455.

218. Mém. sur l'appréciation de la Fortune privée au m. a.

219. Ebend.

220. Ebend.

221. Vgl. Les deux bordeors ribaux bei Jubinal, Oeuvres de Rutebeuf, I. 337:

„Ce suis jugléres de viele
Si sai de muse et de frestele (Flöte)
Et de harpe et de chifonie,
De la gigue, de l'armonie etc.

. . . . .

Et si sai meint beau geu de table
Et d'antregiet et d'arrumaire (Taschenspielerkünste),
Bien sai un enchantement faire etc.
Ge sai contes, ge sai flabeax,
Ge sai conter beax dix noveax,
Rotruenges vieg et noveles
Et sirventois et pastoreles etc.
Ge sai bien la trompe bailler,
Ge sai la chape au cul tailler,

Si sai porter consels d'amors
Et faire chapelez de flors
Et çainture de druerie
Et beau parler de cortoisie
A ceus qui d'amors sont espris."

Vgl. Recherches sur l'histoire de la Corporation des Ménéstriers de la Ville de Paris par Bernhard, Bibl. de l'Ecole des Chartes, III. 377 ff.

222 Jubinal (Oeuvres de Rutebeuf, I. 10) citirt die chanson des Colin Muset:

Sire Quens, j'ai vielé
Devant vos en vostre ostel etc.

223. Ebend. Dit de l'Erberie, I. S. 250.

224. Ebend. De l'État du Monde, I. 225, und in der Note 4. S. 2. dieselben Worte aus einer anonymen Chanson citirt:

Chascuns a son donnet perdu,
Li menestrel sont esperdu.

225. Dieses Zeugniß darf wohl größeren Anspruch auf Wahrhaftigkeit erheben, als die Versicherung des unbekannten Dichters: Du roy Arthus et de Saint Loys (Jubinal, Nouv. Recueil, II. 201):

Quant saint Loïs chanter vouloit,
De Dieu ou de sa mère chantoit;
Ne fust chançon nule chantée
Du siècle; mès de Notre-Dame
Povoit chanter et homme et fame.
Dont un escuier il avoit
Qui du siècle trop bien chantoit —
Il li deffent que plus n'en die,
Et qu'il chante de dame Marie

226. La branche aux royaux lignages, citirt bei Jubinal (Oeuvr. de Rutebeuf), I. 2. Note 4:

Viex ménestriex mendians....
Tant du sien par an emportoient
Que nombre ne puis avenir.

227 Renart le Bestourné von Rutebeuf (Jubinal, I. 198), wo der h. Ludwig als Noble le lion geschildert wird.

228. Ebend. S. 201:

Monseignor Noble ont tuit getié
De bons usages:
Ses ostex samble uns reclusages.

229. Le Grand d'Aussy, Fabliaux etc., II. p. 117.

230. Fabliaux et Contes, éd. Méon, III. 282. Als der Teufel einmal auf Reisen gieng, vertraute er die Höllenschlüssel einem Menestrel. Der h. Petrus will die Abwesenheit des Teufels benutzen, versieht sich mit funkelnagelneuen Würfeln und steigt zur Hölle herab, um dem Menestrel ein Spiel anzubieten. Dieser Aufforderung kann der Menestrel nicht widerstehen. Er spielt, verliert aber an den h. Petrus eine Seele nach der anderen. Schon ist die Hälfte der Verdammten vom h. Petrus gewonnen worden, da wagt der Menestrel den letzten Wurf, und setzt die andere Hälfte ein. Er verliert auch diesen und die ganze Hölle wird vom h. Petrus nach dem Paradiese entführt. Vgl. auch La Griesche d'yver von Rutebeuf (Jubinal, I. 27):

Li dé qui li détier ont fet
M'ont de ma robe tout desfet;
Li dé m'ocient,
Li dé m'aguetent et espient
Li dé m'assaillent et deffient etc.

231. Vgl. Li Diz de Freire Denize le Cordelier von Rutebeuf (Jubinal, I. 289):

Vous desfendez aus bons genz
Et les dansses et les caroles (Tanz mit Gesang)
Vièles, tabors et citoles (Saiteninstrument)
Et déduis de ménesterez.

Und ebendort La Complainte de Constantinople, S. 105: „Or nous deffent-on la carole."

232. Histoire littér. de la France, XVI. 236.

233. Tractatus contra Romantium de Rosa, t. III. oper. Gersoni, ed. Dupin. Antwerpiae 1706.

234. Wir führen als Beispiel nur an: „Manus non potest mitti in crucesignatum." Olim, II. 171, 231. Vgl. Établissements, l. I. c. LXXXIV.

235. La desputizons dou Croisié et dou Descroizié von Rutebeuf (Jubinal, I. 131):

Mult vont outre meir gent menue,
Sage, large, de grant aroi,
De bien metable convenue
Et bien i font, si com je croi,
Dont l'arme est por meilleur tenue:
Si ne valent ne ce ne quoi
Quant ce vient à la revenue.

236. Les Crieries de Paris (Fabliaux, éd. Méon), II. S. 280. v. 80 ff.
„Du pain au Sas, pain aus Barrez (Sachetiner und Carmeliter)
Aus povres prisons enverrez
A cels du Val des Escoliers
Li uns avant, li autres arriers,
Aus freres des Pies demandent,
Et li Croisié pas ne atandent."

237. Joinville (éd. Petitot), p. 400: „Depuis ouy-je dire à plusieurs, que ceulz, qui lui conseillerent l'entreprince de la croix, firent ung tres-grant mal, et pecherent mortellement. Car tan-

dis qu'il fut en royaume de France, tout son royaume vivoit en paix et regnoit justice. Et incontinant qu'il en fut hors, tout commença à decliner et à empirer."

238. Oeuvres de Rutebeuf (éd. Jubinal), I. S. 124 ff.

239. Olim, II. p. 364. No. VI.

240. Ebend. p. 1033.

241. Ordonn. des Rois, I. 294.

242. Ebend. I. 35. Nach der Ordonnanz Philipp Augusts v. J. 1218 durften die Juden Leuten, die kein Mobiliarvermögen besaßen, gar nicht, Klerikern nur mit Zustimmung des Abtes oder des Kapitels borgen, als Pfand weder Kirchengeräthe noch blutiges oder nasses Linnen, Zugthiere und ungesiebtes Korn annehmen.

243. Péage de Monlhéry im Livre des Métiers, S. 447: Item, livre à Juifs qui ont aiz, chascun livre, iiij den.; le juif pour son corps, obole; s'il porte lampe, il en doit obole.

244. De la vie dou monde (Oeuvres de Rutebeuf, éd. Jubinal, I. 236).

245. Ebend. S. 234:

Si voille empêtrer: da
Et si non voille•dare, enda la voie, enda.

Vgl. damit La Lection d'Ypocrisie, II. S. 71.

246. La complainte d'outre-mer (Ebend. I. 95):

„Qui riens nule plus vous demande
Fors bons vins et bone viande
Et que li poivres soit bien fors!
C'est vostre guerre et voz effors;
C'est vostre Diex, c'est vostre biens."

247. De l'Estat du monde (Ebend. I. S. 219):

„Toz jors vuelent sanz doner prendre
Toz jors achatent sans rien vendre.

248. Ebend. I. S. 220:

Li uns covenz voudroit de l'autre
Qu'il fust en .i. chapiau de faultre
El plus péreillueus de la mer:
Ainsi s'entraiment li aver.

249. Ebend. I. 173:

Béguines a-on mont
Qui larges robes ont;
Desouz les robes font
Ce que pas ne vous di.
Papelart et Béguin
Ont le siècle honi.

250. Jubinal, Nouv. Recueil. Le dit de moustiers, II. 107: „Cordeliers de bon vin boivent volontiers."

251. La bataille des vices contre les vertus (Rutebeuf, II. 62):

„Les secrez encerchent et quiérent."

252. Vgl. Les Ordres de Paris, De la vie du monde, Le Dit des Jacobins von Rutebeuf und Les droiz au clerc du Voudrai in Jubinal, Nouv. Recueil, II. 146.

253. L'état du monde (Oeuvres de Rutebeuf, I. 222).

254. Olim, II. 328. 874.

255. Das Cartulaire von Notre-Dame (I. 157) nennt als den Preis eines Brevieres im Jahre 1228 sechzehn livres par. Im Mémoire sur l'appréciation de la Fortune privée au moyen age (s. Anm. 216) wird als der Preis eines Evangeliariums 4 liv. 10 s. (512 fr.) und als die Kosten der enluminure et reliure eines Breviers 1 liv. 15 s. (199 fr. 15 c.) angegeben. Vgl. die Bücherpreise in der Hist. litt., XVI. p. 39.

256. Hist. litt., XVI. 38.

257. Bibl. de l'École des Chartes, sér. 3. t. 5.

258. Hist. littér., XVI. 34 ff.

259. Wir begnügen uns mit der Anführung eines einzigen Beispiels. Cartul. de N. D., II. 495: „Nomina librorum theologie, quos bone memorie mgr. Stefanus, quondam legatus Cantuarensis legavit accomodandos pauperibus scolaribus, Parisiis theologie studentibus et indigentibus."

260. Unter den 26 Schriften, welche der Legat Stefanus den armen Scholaren hinterließ, lesen wir: biblia sine glossa completa, genesis et exodus glosati, libri Salomonis glosati, exodus glosatus per se, ebenso Job, Ezechiel u. A.; ferner Evangelia glosata, Psalterium glosatum, libri sententiarum, libri numerorum, Josue, Judicorum, Ruth, Deuteronomici gl., quatuor libri regum, Paralipomenon 1 und 2; epistolae Pauli, ystorie, scolastice. Ein Bücherverzeichniß vom J. 1296 gibt so ziemlich dieselben Werke an, außerdem noch das Originale Sententiarum magistri Petri Lombardi und die summe de viciis et virtutibus. Das Legat des M. Petrus de Joingniaco im J. 1296 umfaßt 49 Schriften, darunter: Actus apostolorum, epistole canonice et Apocalipsis zusammengebunden, die Werke des h. Augustinus, Itinerarium Clementis, sermones Petri Abelardi, liber de anima, liber Avricobron fontis vite, disputatio Petri Christiani cum Moyse Judaeo de fide christiana, flores philosophorum excerpti de libro Macrobii Saturnaliorum, liber contra hereses Catharorum. Vgl. Cartul. de N. D., II. 495 und III. 349.

261. In der Bibliothek des Grafen Robert von Artois im Anfange des XIV. Jahrhunderts befanden sich der Roman de Tristan, un roman des enfances Ogier (von Adenes), roman de Renart, roman de la Violette von Gerbert de Montereuil, eine französische Bibel, roman de vies des saints, roman du grand Khan (Marco Polo?) und roman des coustumes de Normandie. Die Büchersammlung auf dem Schlosse La Ferté, von welcher wir ein Inhaltsverzeichniß aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts besitzen,

zählte über 50 Bände, darunter le livre de Barlaam et de Josafat, un livre des miracles N. D., l'image du monde, livres de météores, das im Mittelalter dem Aristoteles zugeschriebene secretum secretorum und ein cronikle en latin de Charlemagne. Vgl. Bibl. de l'Ecole des Chartes, sér. III. t. 3.

262. Guilelmus Armoricus: de gestis Philippi Augusti in Scr. rerum gall. XVII. 82: In diebus illis studium litterarum florebat Parisius, nec legimus tantam aliquando fuisse scholarium frequentiam Athenis vel Aegypti, vel in qualibet parte mundi, quanta locum praedictum studendi gratia incolebat. Quod non solum fiebat propter loci illius admirabilem amoenitatem et bonorum omnium superabundantem affluentiam, sed etiam propter libertatem et specialem praerogativam defensionis, quam Philippus rex et pater ejus ante ipsum ipsis scholaribus impendebant.

263. Vgl. die Complainte de Guillaume de Saint-Amour und li dit de la descorde de l'université et des Jacobins von Rutebeuf in Jubinal's Ausgabe, I. 70, 151.

264. Joinville (édit. Petitot), p. 203.

265. Rôle de taille v. J. 1292. Es werden 29 mires und 8 meiresses aufgezählt.

266. Vgl. Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française, II. s. v. arts.

267. Wir geben im Folgenden eine Uebersicht der Pariser Bauthätigkeit im dreizehnten Jahrhundert, und erwähnen gleichzeitig, weil damit in der Regel ein Umbau verbunden war, die Kapellen und Oratorien, welche im Laufe des XIII. Jahrh. in Pfarrkirchen umgewandelt wurden.

In der Ville: S. Eustache, als Agneskapelle um das Jahr 1200 gegründet; S. Honoré, bald nach 1200 durch Renold Cheray erbaut; S. Innocents unter Philipp August erneuert; S. Opportune, im J. 1225 zur Pfarre erhoben; S. Jean en Grève, 1212 als

Pfarre dotirt, Les blancs manteaux, in der Nähe der rue vieille du Temple, unter Ludwig IX. eingeführt; La maison des chanoines de S. Croix, 1258 gegründet; S. Josse, als Pfarre 1260 genannt; Hospital S. Avoie, 1288 gegründet; S. Nicolas de Champs, 1220 als Pfarre angeführt, früher eine Kapelle zum Gebrauche des Gesindes der Martinsabtei; Abbaye S. Antoine, 1233 mit einer großen Kirche beschenkt; Beguinen, 1264 von Ludwig d. Heil. dotirt; les Carmes, 1259 gegründet; S. Caterine du Val des écoliers, unter Ludwig dem Heiligen gebaut; S. Sauveur, im XIII. Jahrh. zur Pfarre erhoben; Hospital de la trinité, 1200 gegründet.

In der Cité: Der Neubau der Notredame-Kirche währt das ganze Jahrhundert; S. Chapelle (1242); S. Symphorien, im XIII. Jahrh. an der Stelle einer verfallenen Katharinenkapelle errichtet; S. Pierre aux Boeufs, wo ein Bau im XIII. Jahrh. erwähnt wird.

In der Université: Aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen die Kirchen S. André des Arts, S. Come, S. Nicolas des Chardonnet, S. Etienne du Mont. An der Abtei S. Germain de Prés baute auch das dreizehnte Jahrhundert. Die Kirche S. Sulpice wurde 1210 zur Pfarre erhoben. Alle Bauten neugegründeter Orden, der Sachetiner, Jakobiner, Cordeliers, Bernardiner, Prämonstratenser fallen gleichfalls in dasselbe Jahrhundert.

Die historischen Resultate, die aus dieser Uebersicht geschöpft werden können, sind mannigfacher Art. Zunächst fällt wieder der Gegensatz zwischen der Ville und der Cité auf. Diese war schon im dreizehnten Jahrhundert die Stadt der Vergangenheit, an ihre Monumente wagte sich die baulustige Zeit nur in geringem Maße; das frische und kräftige Leben in der Baukunst wie in allen sozialen Verhältnissen concentrirte sich in der Ville, deren kirchliche Anlagen mit wenigen Ausnahmen dem Zeitalter des heil. Ludwig ihren Ursprung verdanken. Dann spricht die ungemein reiche Baubewegung für die allgemeine Blüthe von Paris im dreizehnten Jahrhundert. Aus der unduldsamen Behandlung der älteren

Denkmäler spricht eine stolze Zuversicht, eine freudige Selbstgewißheit, die nur einem kräftigen und allseitig regsamen Zeitalter eigenthümlich sind. Es ist leider unter Historikern die Sitte noch lange nicht allgemein geworden, aus den Monumenten einer Stadt ihre Geschichte mit zu erklären, und an der Hand der ersteren die Wandlungen der letzteren zu erläutern. Wäre sie allgemein, die geschichtliche Darstellung würde nicht allein an Lebendigkeit, sondern auch an Wahrheit gewinnen. Man darf übrigens nicht glauben, nur in Paris offenbare vielleicht zufällig dasselbe Zeitalter den größten sozialen Aufschwung und die reichste Baubewegung. Das Gleiche gilt von allen wichtigeren Städten des Mittelalters. Man denke z. B. an Köln. Ein Gang durch die kölnischen Kirchen, welche der Mehrzahl nach der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts ihre architektonische Form verdanken, gibt über die kölnische Stadtgeschichte dieselben Aufschlüsse wie die Urkunden und bietet die lebendigen Belege für die aus den letzteren gewonnene Ueberzeugung, in welche Zeit die größte Blüthe der heiligen Stadt am Rheine falle.

268. Viollet-le-Duc in seinem oben angeführten Werke tritt in der neuesten Zeit als Vorkämpfer dieser Ansicht auf und findet in den Kathedralen eine energische Protestation gegen den Feudalismus (II. 281). Où voyons-nous, fragt er weiter, les grandes cathédrales s'élever à la fin du XIIe siècle et au commencement du XIIIe? c'est dans des villes telles que Noyon, Soissons, Laon, Reims, Amiens, qui toutes avaient, les premières, donné le signal de l'affranchissement des communes; c'est dans la ville capitale de l'Isle de France, centre du pouvoir monarchique, Paris; c'est à Rouen, centre de la plus belle province reconquise par Philippe-Auguste. Daraus folgert er den organischen Zusammenhang zwischen dem neuen Kathedralstyl und der politischen Bewegung. Auffallend bleibt es immerhin, daß gerade die in der Geschichte des dritten Standes wichtigsten Städte gleichzeitig auch an

der Spitze der Baubewegung stehen, und den gothischen Styl in die Wirklichkeit einführen, daß namentlich die Befreiungsjahre der Communen und die Baujahre der Kathedralen durch einen so kurzen Zwischenraum getrennt werden. In Noyon wurde die Kathedrale um das Jahr 1150 begonnen, die Communalbewegung schloß mit der Bestätigung der Charte im J. 1181; in Laon schritt man, nachdem nach langen blutigen Kämpfen endlich der Friede 1191 geschlossen worden war, unmittelbar an die Errichtung der Kathedrale, in deren Form sogar Viollet-le-Duc die Spuren des unruhigen Bürgergeistes entdecken will; in Soissons datirt die Bestätigung der Charte (1181) und der Beginn des Dombaues aus derselben Zeit. In Rouen wird der Gedanke an den Neubau, sobald die Landschaft an die königliche Domäne zurück fällt und die Charte 1207 bestätigt wird, sofort aufgenommen u. s. w. Daß dieses Zusammentreffen eine gewisse Bedeutung für die Geschichte der gothischen Baukunst besitzt, läßt sich nicht abläugnen, aber denselben ganz und gar darauf zu gründen, führt zu argen Widersprüchen.

269. Olim, I. 1046.

270. Schäffner, II. 584.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



